Bibliothek

der neuesten

Deutschen Classiker.

Eine Auswahl

des Schönsten und Gediegensten

aus ihren

sämmtlichen Werken.

Für Schule und Haus.

Mit Bildnissen, Lebensbeschreibungen und einer Literaturgeschichte der neuesten Zeit.

Achtunddreißigster Theil.

Leipzig,
in Commission bei Carl Gottlob Schmidt.

Nöthige Erklärung.

Dieses Unternehmen, welches bestimmt ist, Kenntniß von der Literatur und den ausgezeichnetsten Schriftstellern der Gegenwart überall im deutschen Volke zu verbreiten, wird sich, wie im vorliegenden Bändchen, so bis zum Schluß des ganzen Werkes streng inner den Grenzen gesetzlicher Erlaubniß halten. — Wir nehmen für dasselbe nicht größere Freiheit in Anspruch, als die neuesten Gesetze und

namentlich §. 4. no. 2 des Königl. Preußischen Preßgesetzes vom 11. Juni 1837

als unsere Landesgesetze uns gestatten und von denen

Herr Dr. K. E. Ph. Wackernagel
1839 bei G. Reimer in Berlin,
derselbe
1838 bei Duncker u. Humblot in Berlin
Herr Adolph Glaßbrenner
1838 in der Plahn'schen Buchhandlung in Berlin,
Herr Dr. Künzel
1838 bei Sauerländer in Frankfurt a/M.
Herr Professor W. Wackernagel
1838 bei Schweighauser in Basel,
Herr Gustav Schwab
in der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig,

so wie früher und noch jetzt die Herren Pölitz, Dr. Bernhardt und J. D. L. Wolff in Leipzig, ein Lehrerverein in Potsdam, Herr Oltrogge in Hannover, Herr Professor Pischon in Berlin, Herr Ferd. Stolle in Grimma und hundert Andere Gebrauch gemacht haben und Gebrauch machen.

Morgenstunden einer reichen Römerin.

Von

K. A. Böttiger *).

Im königlichen Museum zu Portici, unweit Neapel, zeichnen sich unter den alten Gemälden, die aus den verschütteten Städten Herculanum und Pompeji gegraben und dort aufgestellt worden sind, vorzüglich vier kleine Stücke aus, die nicht, wie die übrigen, auf die festen Wände selbst gemalt, sondern besonders eingefaßt, und also schon vor anderthalb tausend Jahren von ihren damaligen Besitzern als größere Kostbarkeiten angesehen worden waren. Das dritte von diesen Stücken versetzt uns durch seinen Anblick in das Putzgemach einer Herculanensischen Dame. Der neueste Schilderer dieser Sehenswürdigkeiten drückt sich folgendermaßen darüber aus. „Ein stehendes junges Weib läßt sich von einer Gespielin die

---

*) Aus: Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin, von C. A. Böttiger. Leipz. 1803.

1 *

Haare kräuseln. Eine dritte sitzt im selbigen Zimmer: neben ihr steht die vierte. Sie sind alle hübsch und wollüstig gekleidet.“ Ich würde nach einer wiederholten Betrachtung der Abbildung dieses schönen und nur von oben etwas beschädigten Gemäldes in den Herculanischen Alterthümern die Scene, die hier vorgestellt wird, lieber so fassen: Es ist ein Familiengemälde einer Mutter mit ihren zwei Töchtern, die ihrer schönen Mutter vollkommen würdig, und, wie Augenzeugen des Originals versichern, in gewissen Familienzügen auch ähnlich sind. Die Mutter sitzt auf einem etwas erhabenen und mit einem Fußtritt versehenen Sessel, wie sie in den Zimmern der Frauen damaliger Zeiten als ein wahres Ziergeräthe aufgestellt waren, und durch Bildhauerarbeit, goldene Leisten, und prächtige Decken und Matratzen diesen Namen auch vollkommen verdienten. Sie hält mit der rechten Hand ihre jüngere Tochter zärtlich umfaßt, die sich in einer sehr anmuthigen Stellung zu ihr hinneigt und an sie anschmiegt. Auf der anderen Seite steht die ältere Tochter und läßt sich von einer Sclavin etwas an dem Hintertheile ihres Haarputzes zurecht legen. Der Putz ist übrigens schon vollendet, die Haare sind mit einem doppelten Bande zierlich umschlungen, vorn mit Putznadeln, deren Köpfe man nur sieht, aufgesteckt und fließen hinten in nachlässig herabrollenden Locken über die Schultern. Das feine Gewand mit der schöngestickten Einfassung, Ohrgehänge, Armbänder, alles deutet auf einen festlichen Tag. Vielleicht wird hier eine Braut zu ihrer Hochzeit geschmückt. Dabei liegen auf einem zierlichen Tischchen unter einem Schmuckkästchen eine weiße und eine hellblaue Binde, und einige grüne Zweige, wahrscheinlich zu einem Opferkranze. Ueber dem Tischchen steht eine schlanke, niedlich ausgebogene Gießkanne. Kurz, das Ganze

giebt uns eine Vorstellung einer Damen-Toilette aus einem Zeitalter und einer Gegend, wo Römische Prachtliebe mit Griechischem Geschmacke aufs Reizendste sich vereinigte.

Man hört so viel von der verschwenderischen Pracht und dem kostbaren Putze der Römerinnen in jenem Zeitalter sprechen, wo die Reichthümer und der Luxus einer ausgeplünderten Welt in Rom zusammengeflossen waren; wo die Welt von den stolzen Römern, und diese von ihren noch stolzeren Weibern beherrscht wurden. Mancher unserer Leserinnen dürfte daher doch wohl ein Blick auf die Morgen- und Toiletten-Stunde einer Dame aus jenen Zeiten eben so viel Unterhaltung gewähren, als die beliebte und belobte Lektüre eines Ritter- und Helden-Romans aus den Tagen unserer turnierenden Vorväter, oder eines Gespenstermährchens der Dame Radcliff; in dem nur die Verfasserin selbst das Gespenst ist, das man fürchtet. Sie erinnern sich vielleicht bei dieser Schilderung einer Römischen Damen-Toilette, etwas Aehnliches in Barthelemy's Reisen des jungen Anacharsis gelesen zu haben. Aber dort ist nur die Rede von den auf häusliche Eingezogenheit beschränkten Athenerinnen. In Rom war dies alles ganz anders. Was jetzt die stolzesten Fürstinnen, die hochgebietende Frau eines englischen Nabobs in Bengalen, und die launenhafteste Russische Knesin kaum in der übermüthigsten Herrscherlaune von ihren Dienerinnen verlangen dürften, und mit allen ihren Schätzen kaum bezahlen könnten, dies machte die Frau eines Römischen Senators, eines Römischen Ritters, der ganze Länder beraubt, Könige zu seinen Füßen gesehen, und hunderte von Sclaven und Sclavinnen aus den unterjochten Provinzen in seine Häuser und Landgüter nach Rom und Italien geschleppt hatte, alle Tage beim Erwachen in ihrem Hause möglich.

Ein ganzes Heer von Sclavinnen, wovon einer jeden ihr eignes Geschäft, ihr besonderer Wirkungskreis beim Ankleiden und Ausschmücken ihrer Gebieterin angewiesen war, warteten auf den Wink ihrer erwachenden Domina. So ließ sich die gnädige Frau von ihrem Hausgesinde sowohl, als ihren Liebhabern und allen denjenigen nennen, die ihrem drohenden oder erhörenden Blick auf Tod und Leben unterworfen waren. Der große Sittenmaler Lucian hat uns von dieser Scene ein so treues und lebendiges Bild geliefert, daß ich mir den Dank manches Liebhabers gewiß zu verdienen hoffe, wenn ich diese Schilderung hier abschreibe, zumal da der verdienstvolle Uebersetzer des Lucian in unserer Sprache aus wichtigen, doch nicht in dieser Stelle liegenden, Gründen, dies ganze Gespräch unübersetzt gelassen hat.

„Sollte Jemand diese Damen, so spricht Lucian, in dem Augenblicke sehen können, wo sie sich endlich aus ihrem Morgenschlafe erheben, so sollte er sicher glauben, er begegne einer Meerkatze oder einem Pavian, mit welchen beim ersten Ausgange des Morgens zusammenzutreffen, wir im gemeinen Leben für eine sehr schlimme Vorbedeutung zu halten pflegen. Darum schließen sie sich auch um diese Zeit so sorgfältig ein, daß sie kein Männerauge erspähen kann. Nun treten sie in einen Kreis von dienstfertigen Mütterchen und Zofen ein, die sich alle um die Wette bemühen, die erstorbenen Reize auf dem Gesichte ihrer Gebieterin von den Todten zu erwecken. Sich den Schlaf aus den Augen mit frischem Quellwasser zu waschen, und dann rasch und munter an ein hausmütterliches Geschäft zu gehen, welch eine abgeschmackte, altväterische Zumuthung! Nein, da müssen vor allen Dingen allerlei Salben und Pulver aufgetragen, und Schönheitstincturen angestrichen werden. Das Ganze hat völlig das An-

sehn eines öffentlichen Prunkaufzugs. Eine jede Zofe und Aufwärterin hat ein anderes Stück der Toilette herbeizutragen. Die eine bringt ein silbernes Waschbecken, die andere eine Bequemlichkeitsvase, die dritte eine Gießkanne, wieder andere Spiegel und Büchsen, so viel nur immer in einer Apotheke in Reih und Gliedern stehen können. Und in allen diesen ist nichts als Unrath, Lug und Trug enthalten, in der einen Zähne- und Zahnfleischbeizen, in der andern schwarze Wimpern und Augenbrauen, und andere dergleichen Lumperei. Doch die größte Kunst und die meiste Zeit wird an den Haarschmuck verschwendet. Einige, die die Wuth haben, ihr natürlich schwarzes Haar in blondes und goldgelbes umzutauschen, färben es mit Salben, die sie dann in der Sonne am Mittag eintrocknen und einbeizen lassen. Andere, die sich ihr schwarzes Haar noch gefallen lassen, verschwenden daran das ganze Vermögen ihrer Männer, und lassen einem das ganze glückliche Arabien aus ihren Haaren entgegen wehen. Da werden Brenneisen bei einem schmögenden Feuer warm gemacht, um damit krause Löckchen zu schaffen, die die Natur verweigerte. Da müssen die Haare weit in die Stirn herab bald bis in die Augenbrauen gezogen werden, damit der Tummelplatz für die Liebesgötterchen auf der Stirne ja nicht zu groß sei. Hinten aber wallen in stolzen Buckeln die Locken über den Rücken herunter."

Aber hat hier nicht Lucian die Farben zu stark aufgetragen, und den armen Frauen seines Zeitalters zu viel gethan? Ich dürfte mich vielleicht, um die Glaubwürdigkeit des Satyrikers zu retten, der bei dem Reichthum seines Witzes überhaupt nur selten zu jenem Nothbehelf des Mangels und der Carricatur, der Uebertreibung, seine Zuflucht nimmt, auf einige sehr ehrwürdige Kirchenväter des zweiten und dritten Jahrhunderts, besonder

auf den Zuchtmeister des Clemens von Alexandrien, und auf den Tertullian berufen, der eine eigne, zur Bekanntschaft mit den hoffärtigen Ueppigkeiten seiner Zeit ganz unentbehrliche Schrift, über den Putz der Frauen, geschrieben hat. Aber ich besorge auch hier den Einwurf zu hören: Das sind Strafprediger, und diese Herren nehmen, wie bekannt, in ihrem Eifer die Sache auch nicht immer so genau. So mögen es denn die Leserinnen ihrer eigenen Hartgläubigkeit zuschreiben, daß ich sie vielleicht länger bei dieser vornehmen Morgen-Toilette zu verweilen ersuche, als ihnen selbst lieb ist, und sogar ihre Augen hie und da mit gelehrten Citaten belästigen muß.

Unsere Domina — sie mag, doch ohne Präjudiz aller Römischen und nicht Römischen Damen gleiches Namens, Sabina heißen — konnte bei ihrem Erwachen aus dem letzten süßen Morgenschlummer gar kein anderes, als ein höchst widerwärtiges und zurückschreckendes Ansehen haben. Freilich ist der Ausdruck unseres Lucian mit der Meerkatzen-Physiognomie eben nicht der zarteste und gewählteste. Aber man urtheile selbst. Sie hatte, nach damaliger Sitte, Abends vor Schlafengehen sich über das ganze Gesicht einen Teig von Brod, das in Eselsmilch aufgefeuchtet wurde, über das Gesicht legen lassen. Die Erfinderin dieses Schönheitsmittels war die berüchtigte Poppäa, die Gemahlin des Nero, gewesen, und man nannte diese Brod-Incrustation, wodurch die Haut außerordentlich weich und zart erhalten wurde, nach ihrem Namen. Die Nacht über war natürlich dieser Schönheitskleister auf dem Gesichte eingetrocknet, und gab nun beim Erwachen ihrem Angesichte das Ansehen eines zersprungenen und zerborstenen Kalk- oder Gyps-Ueberzuges, womit ihn auch der Römische Satyrendichter, dem wir die genaueste Nachricht hierüber verdanken, aus-

drücklich vergleicht. Rechnen wir nun den Umstand hinzu, daß unsere Dame, wie wir bald genauer sehen werden, noch vor Schlafengehen einige sonst sehr wesentliche Bestandtheile des menschlichen Antlitzes, als da sind Augenbrauen, Zähne, Haare u. s. w., mit ihren übrigen Kleidern ausgezogen hatte, und also auch von dieser Seite mehr dem Todtenkopfe einer schönen Frau, über den Hamlet dort in der Todtengräber-Scene so herzangreifende Betrachtungen anstellt, als dem lebendigen Modell einer Venus des Praxiteles glich, so begreift man auch wohl ohne meine weitere Erinnerung, daß die Vergleichung Lucians mit einem Thiere, das schon der alte Dichter Ennius eine Carricatur des Menschen genannt hat, wo nicht die ausgesuchteste und galanteste, doch die treffendste und pikanteste war, die sich hier machen ließ.

Doch ehe Sabina noch zu ihrer Toilette eilte, hat schon die vielgeplagte Smaragdis, ihr eigentliches Leib- und Kammermädchen, zur Verehrung der Göttin Cloacina einige Dienstleistungen vollendet, die der Uebermuth jener alten Herrscherwelt von ihren Sclaven und Sclavinnen durch ein Schnippchenschlagen mit den Fingern forderte. Auffallend ist daher der Anblick, gleich hinter der Sabina, so wie sie die Vorhänge von dem Eingange ihres Schlafzimmers zurückschlägt, um in das Anputzzimmer zu treten, noch eine Sclavin heraustreten zu sehen, die in der rechten Hand ein Nachtbecken aus Murrhinit-Masse trägt, während ihr über der Linken eine Perlenschnur hängt, die ihre Gebieterin so eben abgenommen hat. Denn selbst im Schlafe gehorchten jene putzliebenden Damen noch dem allmächtig gebietenden Verschönerungstriebe, und hatten zum Nachtgebrauch eigene Perlenschnuren an Goldfäden gereiht, so wie es vor einiger Zeit, da der Schmelz (jai) an der Tagesordnung war, unter uns Damen gegeben

haben soll, die selbst ihre Nachthauben mit Schmelz zu besetzen pflegten. Nun ist freilich zwischen der Schnur von ächt orientalischen Perlen, wie sie Sabina selbst zum Nachtgebrauch hat, und der wohlfeilen Schmelzbesetzung ungefähr derselbe Unterschied, der zwischen einem Diadem mit Edelsteinen auf dem Kopfe einer Dame in der ersten Rangloge im Theater des Arts, und dem Kopfschmuck einer Spanischen Maja (Stutzerin) Statt findet, die sich bei einer Nachtpromenade im Prado von Madrid statt der Topasen und Hyacinthen leuchtende Jahanniswürmchen ins Haar gesteckt hat.

Indem nun Sabina in ihr Dressing-room oder Ankleidezimmer selbst tritt, und von dem schon stundenlang auf sie wartenden Schwarm von Sclaven und Aufwärterinnen in Empfang genommen wird, winkt sie der Sclavin, die das Amt der Thürsteherin vor ihrer Antichambre hat, und stellt selbst die Befehle, welche Kaufleute, Wahrsager, Unterhändlerinnen und Briefträgerinnen jetzt allein Zutritt erhalten können. Für jeden anderen Besuch ist Sabina krank, oder noch nicht aufgestanden. Wer wollte sich auch in solchen Ergänzungen und Zubereitungen, als hier erst noch veranstaltet werden sollen, von uneingeweihten Augen belauschen und in einer solchen Blöße erblicken lassen? Ist sie doch von jeher die gelehrigste Schülerin des großen Meisters in der Kunst zu lieben gewesen, uud dieser rief auch ihr die klugen Vorsichtsregeln ins Ohr:

Niemals komme das Töpfchen zur Schau, das die Schönheit bewahret,
 Eurem Geliebten! es hilft nur die verheimlichte Kunst.
Ekelhaft ist die Hefe, womit dein Gesicht du bestreichest,
 Wenn sie von Wärme gelöst dir von den Wangen enttroff. —

Hirschmark in Gegenwart Andrer zu nehmen, geziemt nicht den Mädchen,
Noch sich zu reiben den Zahn, wenn er der Glättung bedarf.
Alles dienet zur Schönheit. Doch ist's kein reizender Anblick,
Das entstehen zu sehn, was nur entstanden gefällt.
Jene Natur, die mit dem Namen des künstlichen Myron
Prangt, war ein roher Stein, war ein unförmlicher Klotz. —
Besser ist's, wir glauben, du schläfst, indem du dich schmückest.
Nach vollendetem Putz stehst du, ein Meisterwerk, da.
Alles frommt nicht, den Männern zu sehn. Das Meiste von deinen
Sächelchen ekelt uns an, wird es von innen geschaut.

Gewiß auch Sabina weiß, daß in diesen ersten Momenten der Schönheitsschöpfung der Toilettenbesuch von einem jungen Herrn die gefährlichsten Geheimnisse entdecken würde. Auch ihr ist von einer verschmitzten Alten nicht umsonst erzählt worden, daß Amor davon flog, als ihn die allzuneugierige Psyche mit der verrätherischen Lampe beleuchtete.

Kaum ist die Domina in den zahlreichen, ängstlich harrenden Kreis ihrer Zofen und Schmuckbereiterinnen eingetreten, so tritt jede in ihre eigne Funktion ein, jede bestrebt sich, durch pünktlichste Beobachtung ihrer Pflichten und die gewandteste Behendigkeit ihrer Gebieterin auch nur einen huldreichen Blick abzugewinnen. Wie einst, nach der Aussage der alten Geschichtschreiber, in Aegypten ein jeder einzelne Theil des menschlichen Kör-

pers seinen Arzt hatte, so daß die Ohrenärzte, Augenärzte, Zahnärzte, Klystierärzte, Fußärzte u. s. w. ihre eignen, von keinem ihrer Halbcollegen zu überschreitenden Grenzen und Territorialgerechtsame auf dem Flächeninhalte des menschlichen Körpers streng in Obacht nahmen: so ist auch hier für jedes Schmuckgeräthe, für jedes einzelne Putz- und Kleidungsstück, ja für jeden Theil des zu ergänzenden, auszuglättenden, anzumalenden und aufzuputzenden Körpers eine eigene Sclavin bestimmt, die nie etwas anderes, als dies Geschäft zu thun, aber auch bei der geringsten Vernachlässigung in demselben augenblickliche, strenge Züchtigung zu erwarten hat. Dies ganze Heer von Sclavinnen ist, um der gehörigen Ordnung willen, wieder in kleinere Geschwader und Rotten abgetheilt. Sie treten jetzt gleichsam compagnienweise auf.

Treten also zuerst in Reih und Gliedern auf die Schminkmädchen, die Weiß- und Rothauflegerinnen, die Augeubrau-Malerinnen und die Zahnputzerinnen. Man begriff die sämmtlichen Geschäfte dieser Klasse mit dem Griechischen Kunst- und Mode-Ausdruck **Kosmetik**. Denn so wie an den Toiletten gewisser deutscher Damen noch vor Kurzem nur das ächt gestempelt und schön war, was in der Sprache des Franzmanns ausgedrückt und von Paris benennt werden konnte, so affectirten die Römischen Damen durchaus Alles, was zu ihrem Putz gehörte, Griechisch zu benennen, die Aufwärterinnen und Putzmädchen hatten Griechische Namen, wenn sie auch ehrliche Dörferinnen, im nächsten Vorwerke geboren und auferzogen waren, und eine Schminke hätte sich sehr schlecht empfohlen, die nicht in einem Schächtelchen oder Büchschen mit einer Griechischen Aufschrift überbracht worden wäre. Also die Mädchen, von denen hier die Rede ist, heißen **Kosmeten**, und

sind von den Haarputzerinnen und Haarfärberinnen sehr genau zu unterscheiden, die wiederum eine ganz eigne, für sich bestehende, Klasse ausmachen. Scaphion, ein Mädchen mit einem Becken, worin ganz frisch gemolkene, laue Eselsmilch befindlich ist, wäscht der Gebieterin mit einem Schwamme die übernächtigen Brodkrusten aus dem Gesichte. Was sie hier abwischt, heißt in der Kunstsprache Kataplasma; die Seifenkugeln und Essenzen, womit die Haut glatt und gleißend gemacht wird, sind hier unter dem Namen Smegmata gekannt. Die einzelnen Benennungen dieser Seifen und Schönheits-Essenzen weitläufiger anzuführen, würde eine eben so trockene als undankbare Unterhaltung gewähren. So viel ist indeß aus allen Nachrichten gewiß, daß auch in diesem Stücke, so wie überhaupt in allen Salben und Specereien, die nicht durch chemische Zubereitungen ihre Vollkommenheit erhalten dürfen, die Alten an Erfindsamkeit unseren Zeiten durchaus nichts nachgaben, sie aber in Vielem noch weit übertroffen haben. Ein Zeitgenosse des Cicero, Varro, nannte in seinen Satyren eine solche runzelvertreibende Hautsalbe sehr komisch einen Lederspanner, womit die Schuster das Leder auszudehnen und über den Leisten zu schlagen pflegen. Phiale heißt die zweite Sclavin, die das zweite Geschäft der Schminke besorgt, und nun die rein gewaschenen und ausgeglätteten Wangen mit Weiß und Roth anmalt. Doch darf sie diese kosmetische Operation nicht eher vornehmen, als bis sie vorher einen metallenen Spiegel angehaucht und diesen der Gebieterin zum Beriechen dargeboten hat. Dadurch erkennt Sabina, ob das Mädchen einen reinen wohlriechenden Speichel im Munde führt, und die ihm regelmäßig vorgeschriebenen Pastillen früh gekaut hat. Denn mit Speichel muß Phiale nun die Schminke erst anreiben

und so auftragen, wenn sie die gehörige Glätte und Dauer auf den Wangen der Domina erhalten soll.

Die Schächtelchen und Muschelchen und der ganze Apparat, womit schon damals die Frauen Gottes Schöpfung verpfuschten, um mit Hamlet zu reden, ruhen in zwei Kästchen aus Elfenbein und Bergkrystall, die damals unter dem Griechischen Namen Narthekia ein kostbares Stück der weiblichen Toilette ausmachten Gewiß werden meine Leserinnen mir nicht die Unbedachtsamkeit zutrauen, daß ich hier öffentlich alles verrathen würde, was das Genie erfinderischer Damen in diesen Büchsen und Kästchen so sorgfältig verborgen hielt. Man kennt ja das englische Volksmährchen, welches erzählt, daß einem Handwerksburschen, der die schöne Lady Godiva, als sie nackend durch Coventry ritt, durch einen Fensterladen beguckte, die Augen, wie die alte Ueberlieferung sagt, den Augenblick ausfielen. Der guckende Thomas von Coventry (the peeping Tom of Coventry) sey jeder sträflichen Neugier ein warnendes und schreckendes Beispiel. Nur so viel sey mir im Allgemeinen anzudeuten erlaubt, daß außer dem saturninischen, ätzenden Bleiweiß, welches auch schon damals ein sehr beliebtes Schminkmittel war, fast alle übrige Schminken aus dem unschuldigeren Pflanzen- und Thierreiche genommen, und also weit weniger zerstörend und anfressend waren, als die berüchtigten Schönheitsmittel unserer Tage; und so konnte nach der bekannten Fabel Psyche auch damals schon die Schönheit für ihre strenge Frau Schwiegermutter in einem Büchschen aus der Hölle holen, wo solche Mixturen doch eigentlich nur gekocht werden sollten.

Während die geschäftige Phiale mit dieser Malerei alle Hände voll zu thun hat, wartet auch schon die dritte Sclavin, Stimmi ist ihr Toi-

lettenname, mit einer Muschel in der linken Hand, worin eine feine Schwärze von gepulvertem Bleiglanz (galene de plomp), die wie Ruß aussieht und wohl schlechtweg Ruß (fuligo) genannt wurde, eingerieben und mit Wasser angemacht ist, und in der Rechten eine Art von Nadel oder Pinsel haltend. Was nämlich jetzt noch im Orient einen Hauptgegenstand der weiblichen Verschönerungskunst ausmacht, schwarze Augenwimpern und Augenbrauen, die in zwei schön gewölbten Halbkreisen an der Nasenwurzel eng an einander laufen und sich gleichsam begegnen, war auch schon bei den alten Griechinnen und Römerinnen ein unerläßliches Erforderniß einer schönen Frau; und so wie in den Harems der Türken die Frauen oft Stunden lang damit zubringen, mit einem schwarzen Staub, den sie Surmé nennen, sich Wimpern und Augenbrauen anzumalen: so war dies auch ein vorzügliches Toilettengeschäft bei den Römerinnen, und verdiente wohl, von einer eignen Sclavin besorgt zu werden. Sie heißt hier Stimmi, welches der Griechische Name der Augenschwärze ist, die bei den Römern, mit einer geringen Veränderung der Buchstaben, Stibium hieß. Es war ein Pulver, entweder aus Bleiglanz, oder aus Spießglas oder Wißmuth, so wie es jetzt noch die Orientalerinnen zur Surmé brauchen, und wurde auch eben so mit zwei oben etwas krumm gebogenen Griffeln, deren sich noch jetzt die türkischen Frauen dazu bedienen, aufgetragen. Stimmi's geübte Hand hat mit dem köstlichsten Kalliblepharon (so nannte die Toilettensprache zierlicher, was dem Droguisten Stimmi hieß) ihre Gebieterin in eine farrenäugige Juno, um mit Vater Homer zu sprechen, umgeschaffen. An ihre Stelle tritt Mastiche, die Zahnputzerin. Sie reicht der gnädigen Frau das, wovon sie selbst den Namen hat, Mastix aus der Insel Chios, welches die

Damen alle Morgen gegen die Fäulniß angefressener Zähne zu kauen pflegten. Neben den weißgelblichen, durchsichtigen Körnern von der Mastirpistazie trägt Mastiche auf einem goldnen Tellerchen, um bei dem ganzen Apparat von Zahntinkturen und Pulvern es an nichts fehlen zu lassen, auch in einem zierlich gedrehten Onyrfläschchen Urin eines noch ganz reinen und unschuldigen Knaben, und in einer niedlichen goldnen Muschelschale auch fein pulverisirten Bimsenstein, der durch die Beimischung eines sehr fein zerriebenen Marmors in allerlei Farben spielt. Doch dies nur zum Schein. Die Zähne, die hier in einer niedlichen Kapsel verwahrt, von der klugen Zahnputzerin so eben in das zahnlose Fleisch eingereiht werden sollen, bedürfen dieser künstlichen Politur nicht, und die allenfalls noch vorhandenen Backenzähne können durch kein Zahnpulver in der Welt geglättet und gebleicht werden. Denn um der Zweifler willen sey es erinnert, daß die Täuschung mit erborgten Zähnen von Elfenbein, die mit Gold in's Zahnfleisch eingesetzt wurden, schon so alt ist, daß sogar schon in den ältesten Gesetzen der Römer, den zwölf Tafeln, der Fall ausdrücklich erwähnt wurde, wenn eine Leiche falsche Zähne mit Gold eingesetzt habe. Aus den Sinngedichten des Martial schließen wir, daß dieser Zahnbetrug zu seiner Zeit allgemein gewesen sein müsse. So führt er einmal das Zahnpulver redend ein (XIV, 56):

> Weib, was willst du von mir? Ich diene jungen Mädchen: keine gekauften Zähne putz' ich.

Und so wäre denn überhaupt dieser erste Morgenbesuch beim Putztische einer galanten Römerin, trotz des ungeheuern Gepränges, daß sich in der Menge der sie umringenden und einzeln abgerichteten Sclavinnen zeigte, ein tröstlicher oder auch niederschlagender Beweis mehr, daß im geprieſe-

nen Alterthum die Göttin Mode nicht allein eben so viele Verehrerinnen und Altäre gezählt habe, als jetzt, sondern daß ihr auch ungefähr mit derselbigen Andacht wohlgefällige Morgenopfer dargebracht wurden, womit noch jetzt an so manchem Putztische dieser allgebietenden Göttin gehuldiget und geräuchert wird. Auch damals hätte schon mancher Portraitmaler dieselbe Entschuldigung machen können, womit der berühmte Liotard, wie Lord Chesterfield erzählt, einst eine so übertünchte und zusammengeflickte Schöne, die sich von ihm malen lassen wollte, zurückwies: er habe nie ein anderes Werk copirt, als was er und der liebe Gott gemacht hätten.

Was der Römische Epigrammatist seiner Landsmännin sagt:

Galla, dich flickt dein Putztisch aus hundert Lügen zusammen;
Während in Rom du lebst, röthet dein Haar sich am Rhein.
Wie dein seidnes Kleid, so hebst du am Abend den Zahn auf,
Und zwei Drittel von dir liegen in Schachteln verpackt.
Wangen und Augenbrauen, womit du Erhörung uns zuwinkst,
Malte des Mädchens Kunst, die dich am Morgen geschmückt.
Darum kann kein Mann zu dir: ich liebe dich, sagen.
Was er liebt, bist nicht du! Was du bist, liebet kein Mann. —

Das sagte sechzehn Jahrhundert später la Bruyere auch den seinigen: „Ich habe die Stimmen der Männer gesammelt, und fast alle waren der Meinung, daß es ihnen eben so verhaßt sey, die Weiber mit Bleiweiß auf dem Gesichte als

mit falschen Zähnen im Munde und mit Wachskugeln in den Kinnbacken zu sehen. Die Männer protestiren ernstlich gegen jedes Kunststück, das die Weiber zu ihrer Verhäßlichung anwenden. Sie behaupten, daß sie vor Gott und Menschen daran unschuldig wären, und es für ein untrügliches Mittel hielten, sie zu heilen, wenn sie an den Weibern krank lägen."

Der Hausball

von

J. F. Castelli *).

Es gibt Leute, welche auf das Vergnügen Anderer speculiren, und da es ihre Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft nicht gestattet, öffentlich diese Speculation zu unternehmen, so treiben sie selbe heimlich. Hilf, was helfen kann, wir wollen darüber nicht richten, besonders da das Fas Niemand zur Unehre gereichen kann, und da es die Zeit und die Umstände oft nothwendig machen, daß man sich sein liebes Stücklein Brod zusammen bröckelt.

Ein guter Bekannter, der eigentlich den Allerweltsdiener macht, und bald Concert-Billete, bald Eintrittskarten in die Redoute, bald Subscriptionen auf Gedichte, zu deren Herausgabe der Ver-

---

*) Wiener Lebensbilder von Castelli. Wien, bei F. Tendler. 1828.

fasser von seinen Freunden gezwungen worden ist, bald Lose zu auszuspielenden Uhren, Pfeifenköpfen und Lichtschirmen in der Tasche trägt, und sie Jedermann aufnöthigt, both mir neulich auch ein Ball-Billet an: „Nehmen Sie ein Billet," sagte er, „gehen Sie hin, Sie werden sich vortrefflich unterhalten; schönes Locale, prächtiges Soupée, noble Gesellschaft, und vor allem die schönsten Mädchen." — Ich dankte. — „Nein, Lieber!" versetzte er, „Sie müssen ein's nehmen. Der Unternehmer, ein angesehener Mann, sucht keinen Nutzen, er will nur eine lustige Gesellschaft bey sich versammeln. Dazu passen Sie ganz; Sie werden mir es danken, spendiren Sie sich für eine angenehme Nacht die sechs Gulden" und damit nöthigte er mir das Billet in die Hand, wofür ich ihm in's Himmelsnahmen die sechs Gulden reichte.

Ich steckte die Karte in meine Brieftasche und dachte gar nicht mehr daran. Der Abend des nächsten Samstags war einer von den äußerst wenigen im Jahre, wo ich nicht recht wußte wohin damit. Die Theater gaben nichts, was mich interessirte, einen guten Freund hatte ich besuchen wollen und ihn nicht zu Hause gefunden: so kam es denn, daß ich im Kaffehhause saß, die Zeitungsblätter durchschaute, und ein Gläschen Liqueur trank. Als ich mein Brieftäschchen heraus zog, um zu bezahlen, fiel mir das Billet in die Augen. Ich las es jetzt erst. Es stand darauf: „Entreebillet sur le bal de 22. Decembre donné à la cité de S. Leopold a la petite rue du voiturier Nro. 103 bon pour un homme. On commence à 8 heure du soir, et on se separe à 3 heure du matin en frac." Ich mußte über dieses kauderwälsche Französisch laut auflachen, und in diesem Augenblicke war es auch bey mir beschlossen, den Ball zu besuchen.

Nachdem ich zu Hause mich umgekleidet hatte,

nahm ich mir einen Fiaker und fuhr, es mochte neun Uhr vorüber seyn, in die cité de St. Leopold, a la petite rue du voiturier, woraus ich mit all' meiner Uebersetzungsgewandtheit nur mit Mühe die kleine Fuhrmannsgasse heraus gefunden hatte. Dort angelangt, stieg ich aus, und suchte die angegebene Nummer 103 zu erspähen, allein vergebens, die Nacht war zu finster. Ich blickte überall herum, ob ich denn nirgends Fenster beleuchtet sähe, allein Alles war rabenfinster, und es blieb mir nichts übrig, als in das, dem Ansehen nach schönste Haus einzutreten, worin ich mich, da der Hof gar nicht beleuchtet war, nur mit Mühe, mit Hilfe des Glockendrahtes, bis zur Hausmeisterwohnung zurecht tappte, anpochte und fragte, ob dieses Haus die Nummer 103 trage, und ob hier ein Ball gegeben würde?" „Ja," sagte der Hausmeister, „hinten im zweyten Stocke, beym Sollicitator Maus," und schlug die Thüre mir wieder vor der Nase zu. „Sollicitator," dacht' ich bey mir selbst, „nun der Mann weiß doch wenigstens quid juris und kennt die Laesio ultra dimidium, ich werde also doch wenigstens für meine sechs Gulden sicher für drey Gulden Unterhaltung finden, steigen wir also hinauf zu dem Herrn Sollicitator Maus."

Die hintere Stiege war eine Schneckenstiege und ziemlich spärlich beleuchtet, so daß ich bald über einen Herrn gepurzelt wäre, der zwischen dem ersten und zweyten Stocke auf einer Stufe saß, sich da der schmutzigen Stiefel entledigte, die er einem Knaben zum Wegtragen gab, und sich mit Strümpfen und Schuhen in Ballstaat versetzte. Im zweyten Stockwerke zeigte mir endlich ein beleuchtetes Küchenfenster und ein Tellergeklapper an, wo ich anzuläuten habe. Ich thats, eine alte Magd, mit einem Pelzkäppchen auf dem Kopfe, öffnete und fragte: „Haben Sie eine Ballete?"

„Allerdings,“ sagte ich, indem ich ihr dieselbe einhändigte, und ohne mir den Mantel abzunehmen, ging sie, indem sie mir auf eine Thüre zeigte, mit einem kurzen: „dort hinein!“ wieder in ihre Küche zurück. Ich legte meinen Mantel selbst auf einen Reisekoffer, welcher im Vorhause stand, und worauf schon mehrere Ueberkleider in Unordnung über einander gehäuft lagen, und trat, mir die Cravatte zurecht richtend, bey der bezeichneten Thüre ein. Da befand ich mich nun in einem Vorzimmer, in welchem ich bey der sparsamen Beleuchtung von zwey Talglichtern, welche einander gegenüber in zwey mit Goldpapier überzogenen Wandleuchtern düster brannten — kein lebendes Wesen erblickte. In dem Zimmer stand ein Gläserkasten, der, seines gewöhnlichen Inhaltes beraubt, offen war, zwey Strohstühle, ein hölzerner Schämel, auf welchem eine Schuhbürste lag, und in einer Alkove ein Sofa. Musik und Gelächter tönten aus einem Nebengemache, wozu die Thüre aber zugeschlossen war, mir entgegen. Geradezu in den Tanzsaal eintreten mocht' ich nicht, ich warf mich daher für's Erste auf das Sofa in der Alkove, wo mich etwas ziemlich unsanft in den Schenkel drückte, es war ein abgenagtes Schinkenbein. Da wartete ich denn, ob nicht etwa Jemand käme, der mich kennte und mich der Gesellschaft vorstellte. Die Alkove war ziemlich düster, und folgende Erscheinungen kamen, ohne daß ich von ihnen bemerkt wurde, aus dem Tanzgemache und gingen an mir vorüber.

Nr 1. Ein junger Herr, der die Schluß-Polonaise aus der Oper Tancredi singt, sich vor den Spiegel stellt, der im Vorgemache hängt, einen frischen Halskragen aus der Tasche zieht, und denselben statt des bereits durch Schweiß und Staub zerknitterten umbindet.

Nr. 2. Zwey Stück Fräuleins, Arm in Arm,

die eine von der Hitze zinnoberroth im ganzen Gesichte, die zweyte eben von der Hitze leichenblaß; sie führten, indem sie sich durch Promeniren abzukühlen suchten, folgendes französische Zweygegespräch.

Die Rothe. Quel beau bal, ma chére Henriette!

Die Blasse. Il y a de la haute volaille.

Die Rothe. Avez-vous vu la fille de Madame Spät? Comme elle est coiffé! Quand je vais dans un bal, je me fais coiffer toujours par Weber.

Die Blasse. Je aussi. — Ecoutez! la tempête! Allons! allons! Je suis engagée.

Nr. 3 ging ein Knabe durch das Zimmer, er kam aus der Küche und trug einen Teller voll Backwerk, vorsichtig sah er sich um, nahm dann geschwinde eine handvoll Backwerk von dem Teller, und warf es hinter den Gläserkasten, dann steckte er noch ein Stück eben so geschwind in den Mund und ging in das Tanzgemach.

Nr. 4. Eine dünne Frau und ein dicker Herr kamen disputirend heraus.

Die Frau. Wir können jetzt nicht fort, die Mimi ist noch auf vier Walzer engagirt.

Der Herr. Bleibt ihr da, so lang ihr wollt, ich walze mich nach Hause, ich habe ja nicht einmahl einen Tropfen trinkbaren Wein gesehen.

Die Frau. Wer soll uns denn aber nach Hause führen?

Der Herr. Ich schick' euch den Lehrjungen mit der Laterne.

Die Frau. Geh', du Schlafmütze!

Die Frau ging wieder in das Tanzgemach, der Herr aber mit einem seelenvergnügten Gesichte zur Hausthüre hinaus.

Das Alles hatt' ich ruhig angehört, da ich aber nun fühlte, daß sich mein Magen doch einiger

Maßen anmeldete, und daß mich auf meinem Sofa in der Alkove nie Jemand bemerken würde, so stand ich auf, um mich bemerkbar zu machen, da trat eben wieder ein Herr aus dem Tanzgemache, der sich mit den Worten zu mir wandte: „Verzeihen Sie, aber Sie waren gewiß an einem Orte, wo ich eben hin möchte, seyn Sie so gütig und zeigen Sie mir den Weg!“ — Das fehlte noch; „nein!“ sagte ich etwas barsch, „ich komme eben an,“ und wandte mich von dem Herrn, um in den Tanzsaal zu treten.

Kaum hatte ich die Thüre geöffnet, so fiel mich eine fast sichtbare Composition von Hitze, Lichterdampf und Speisengeruch so heftig an, daß ich zurücktaumelte, und nur mit Selbstüberwindung, und indem mir große Schweißtropfen auf die Stirne traten, vortreten konnte. Ein Walzer war so eben geendet, und in verschiedenen Gruppen trieb sich Alles im Saale (wenn man anders ein niederes, aber ziemlich großes Zimmer mit zwey schiefen Wänden so nennen kann) herum. Wie sollt' ich nun den Ballgeber und seine holde Gattinn herausfinden? Wem sollt' ich mein Begrüßungs-Compliment machen? Aller Augen waren auf mich gerichtet, und ich hörte rings um mich zischeln und fragen: „Wer ist der Herr?“ Plötzlich aber hüpfte ein junger Mann mit den Worten: „Ah, das ist schön, mein Herr von C., daß Sie kommen,“ auf mich zu. Es war der Hofmeister von zwey jungen Herren, deren Vater ich oft zu besuchen pflegte, und dessen Klage, daß seine Buben im Studiren es nicht weiter brächten, ich oft vernehmen mußte. Ich hatte mit dem jungen Manne früher kaum zwanzig Worte gewechselt, denn seine Arroganz war mir immer unleidlich, allein hier war mir sein familiäres Entgegenkommen doch erwünscht, und ich ersuchte ihn, mich dem Herrn und der Frau vom Hause

vorzustellen. Er that es sogleich mit den Worten: „Das ist Herr von C., sein Nahme wird Ihnen ohnedieß bekannt seyn!" „Weiß mich nicht zu erinnern," sagte der Herr vom Hause — „ach ja doch! — Waren Sie nicht in Pohlen damahls beym Fuhrwesen?" — „Nein," antwortete ich lächelnd, „ich habe in meinem Leben nur mit einem einzigen Pferde zu thun gehabt, welches Flügel hat." „Das ist ein guter Gedanke," sagte der Herr, und lächelte so, daß man es ihm ansah, er wisse nicht warum. — „Es freut uns," sprach die Frau vom Hause, „Sie bey uns zu sehen, ich habe schon viele pudelnärrische Sachen von Ihnen gelesen, die mich sehr unterhalten haben. Ich bitte, machen Sie sich's bequem, unterhalten Sie sich, essen Sie, trinken Sie! Es ist nur Schade, daß Sie so spät gekommen sind; Warmes wird nicht mehr vorhanden seyn." Mit diesen Worten führte sie mich in ein Nebenzimmer zu einem Tische, leerte aus zwey Schüsseln das noch übrige Kalb= und Schinkenfleisch auf einen Teller zusammen, setzte mir noch einen andern Teller, worauf zwey vom Zucker entblößte Krapfen lagen, vor, legte eine halbe Semmel dazu, zeigte auf zwey ungeheure Essigflaschen, in welchen kaum noch der Boden mit weißem und rothen Wein bedeckt war, und mischte sich wieder unter die Uebrigen.

Da saß ich nun, indeß mir der Geruch des mit Knoblauch durchspickten Kalbfleisches unangenehm in die Nase drang, und betrachtete mir die Gesellschaft, indem ich die halbe Semmel gierig verzehrte, und ein Paar Gläser von dem rothen Krätzer, den mir mein Freund Hofmeister im Vorübergehen sehr empfohlen hatte, hinab schüttete, und ich will dir, mein lieber Leser, die Resultate meiner Beobachtungen mittheilen.

Der Herr vom Hause war ein kleiner Mann

von etwa fünfzig Jahren, mit ganz rund geschnittenen Augen, bausbackig, mit einem Doppelkinn, und so glänzend im Gesichte, als ob er gefirnißt wäre; seine kleinen Füße, deren einer ein bischen kürzer war und ihn zu hinken zwang, schienen eigentlich zu einem andern Körper zu gehören, und ein Spaßvogel in der Gesellschaft sagte mir, er habe sie ausgeliehen. Er schnupfte unmäßig Tabak, und wollte überall Ordnung herstellen, indem es ihm nirgend glückte. Die Frau mochte vierzig Jahre alt seyn, war e'was mager und verlebt, aber trug Spuren einstmahliger Schönheit im Gesichte und in den noch funkelnden Augen; ihr Anzug zeigte alle möglichen grellen Farben, und ihre Finger waren so voll Ringe, daß ein Geklapper hörbar wurde, so oft sie sich die Locken in Ordnung richtete, und dieß geschah oft; denn sie kokettirte und minaudirte noch, so viel es eben gehen wollte. Von alten Herren sah ich eigentlich nur fünf Exemplare. Drey saßen im Tanzgemache selbst in einer Ecke und spielten Tarok-Tappen. Der Eine fluchte beständig, der Zweyte lachte immer und der Dritte veränderte keine Miene; nach jedem Spiele zankten sie, und bey jedem Tanze wurden ihnen durch Stöße, welche ihnen die Vorbeytanzenden versetzten, die Karten und die Marken unter einander geworfen, so daß keiner mehr wußte, was ihm gehöre. Zu dem Einen dieser drey alten Herren, nähmlich zu dem Lächelnden, kam öfters ein junges Weibchen, seine theure Ehehälfte, am Arme eines jungen Comptoirhelden, gab ihm ein Liebespatschchen und versicherte ihn mit einem zärtlichen Seitenblick auf ihren Führer, daß sie sich superbe unterhalte. Der Mann, unverwandt auf seine Karten blickend, küßte geschwind die Hand, die ihn schlug, und sagte: „Schön, Kind, schön, mach' dich nur lustig." — Noch zwey alte Herren hatten sich in die Kammer

salvirt, wo der Credenz-Tisch stand, und dort einen langen Puff herunter gearbeitet, wobey ich den Einen unaufhörlich schreyen hörte: „Ist das ein Spiel? — o Spiel! — verdammtes Spiel!“ — Frauen, über vierzig Jahre alt, bemerkte ich gar keine. Die zwischen acht und zwanzig und vierzig mischten sich aber unter die Mädchen, waren mitunter auch à l'Enfant frisirt, und thaten jung was sie konnten. Das junge Volk sprang unmäßig herum, die jungen Herren, alle in Stiefeln, nur mein Hofmeister in Schuhen und mit einem Federclaque bewaffnet, machten die Cour, wie es jeder verstand Der Eine präsentirte den Mädchen Catarrh-Zucker, den er selbst mitgebracht hatte, der Zweyte hatte vier Fächer aufzubewahren bekommen, und jeden derselben, als Siegeszeichen, in einem seiner Knopflöcher stecken. Der Dritte machte den Spaßmacher, lief von einer Gruppe zur andern, schnitt geschwind ein Gesicht, und husch war er wieder weiter, worüber denn nicht wenig gelacht wurde. Der Vierte schmachtete, an die Thüre gelehnt, auf eine junge Frau hin, die vor Verlegenheit nicht mehr wußte, wohin sie die Augen wenden sollte. Der Fünfte führte die Tänze an, das Blut sprang ihm vor Echauffement fast aus den Wangen, dennoch hüpfte er in einem fort und schrie: donnez die Hand! — La chaine! — Andere tanzten bloß, um ihre sechs Gulden heraus zu tanzen. Wieder Andere sahen sich immer im Cabinette um, ob denn nicht bald wieder eine volle Schüssel aufgesetzt werden würde, und drey oder vier junge Leute spielten die Tänze auf. Sie waren unermüdlich, und kaum daß Einer die Geige niederlegte, nahm sie der Andere schon wieder auf. Sie scharrten ganz unbarmherzig, jeder wollte sich am vernehmlichsten machen, und Einer suchte dem Andern die höhere Terz abzugewinnen; dabey wurden sie im

Tacte immer geschwinder, so daß am Ende eines Walzers das Tempo so schnell genommen wurde, daß sich die Tanzenden hätten Leib und Seele austanzen mögen. Ein Paar kleine Knaben unterhielten sich damit, die Vorbeytanzenden am Rockzipfel zu fangen, und ein kleines Mädchen heulte laut, daß sie niemand zum Tanze nahm.

Eine Stunde mochte der Spectakel so fortgedauert haben, als der Herr vom Hause zu dem Primgeiger hinkte und zu ihm sprach: „Lieber Herr von Sangelhuber! jetzt bitt' ich mit den schönen Ländlern ein Ende zu machen. Meine Frau will jetzt die Mandelmilch serviren.“ Der Walzer nahm ein Ende, indem die Geigenden durch ein diminuendo die Tanzenden foppten, und siehe da, die Mandelmilch erschien. Zwey Buben von dreyzehn bis vierzehn Jahren trugen auf zwey Tassen Gläschen, deren jedes höchstens ein halbes Seitel faßte, herein. Die Hausfrau trug in einer großen Flasche das Getränk und schenkte jeder der Damen (je nachdem sie eine derselben in Protection genommen hatte, entweder um einen Schluck mehr oder weniger) ein; ein junger Herr, der sich eines vollen Glases bemächtigen wollte, wurde mit einem kurzen: „Das gehört für die Damen, für die Männer steht Wein drinnen!“ in die Kammer verwiesen, wo die großen Essigflaschen wieder halb angefüllt worden waren. Nebst den fünf alten Herren war ich allein der glückliche Mann, der Mandelmilch von der Frau und zwar mit den Worten erhielt: „Sie haben ja noch gar nichts genossen, Herr von C. Ich bitte, bedienen Sie sich.“ Ich glaubte für diese Aufmerksamkeit durch eine kleine Galanterie dankbar seyn zu müssen, und versicherte, obschon die Mandelmich wie gezuckerte, dünne Mehlpappe schmeckte, daß ich nicht sobald bessere getrunken habe. „Das freut mich,“ versetzte sie lächelnd, „und dennoch, Sie dürfen

mir's glauben, ist auch nicht ein Mandelkern dabey, nichts als Plutzerkerne (Kürbiskerne).

Es war jetzt Ruhestunde, und ich dachte eben so bey mir nach, ob ich mich wegbegeben, oder den Spaß noch länger mit ansehen sollte, als ich bemerkte, daß mein Freund Hofmeister mit der Frau leise sprach, und dabei mit seinem Claque, den er gar nicht aus den Händen ließ, auf mich hindeutete. Gleich darauf trat die Frau auf mich zu und sprach: „Lieber Herr von C., die jungen Leute müssen jetzt ein wenig ausruheu, da könnten Sie uns einen rechten Gefallen erweisen.“ — Ich fragte welchen? — „Sie wissen so viele lustige Anecdoten, besonders ungarische,“ fuhr die Frau fort, „ich bitte, erzählen Sie uns einige, wir setzen uns in einen Kreis um Sie und lachen.“ Ich versicherte, über diese Zumuthung nicht wenig betroffen, daß ich gegenwärtig gar nichts Neues wisse, und das Alte doch keinen Spaß machen könne. Aber die Frau meinte, Alles sey ihnen neu, und als ich abermahls deprecirte, ging sie zu einigen hübschen jungen Mädchen und trug ihnen auf, mich zu bitten, daß ich Anecdoten erzählen möchte. Da kam nun eine ganze Schar junger Gänschen mit ihrem „Bitte! bitte!“ auf mich zugelaufen, man setzte mir einen Stuhl zurechte, nöthigte mich darauf, schloß einen Kreis um mich, und ich mußte nolens volens einige Anecdoten auskramen, die ein sehr dankbares Publicum fanden, da noch früher gelacht wurde, als die Pointe zum Vorschein kam. „Sie sind ein Tausendsasa!“ — sagte endlich der Herr vom Hause, „Sie müssen öfters bey uns speisen! — und man entließ mich meiner aufgenöthigten Spaßmacherrolle.

Jetzt wurden kalter Milchreis und gekochte Zwetschken herum gegeben, von welchem erstern die Frau vom Hause versicherte, er sey viel besser und gesünder als Gefrornes; dann wurde wieder

getanzt. Zwey kleine Mädchen tanzten eine Polacca erbärmlich. Eine Tempête, eine Ecossaise, eine Masure und wie die Tänze alle heißen, welche die nachahmenden Deutschen dem herrlichsten aller Tänze, ihrem lieblichen Walzer, vorziehen, wurden herab gestrampft, und das dauerte bis Morgens vier Uhr. Die vier Wachskerzen, welche in der Mitte des Saales in einer mit Guirlanden verzierten Stall=Laterne brannten, waren schon ausgebrannt, der Herr vom Hause hatte sie durch Unschlittkerzen substituirt, einige Mäuler und Mündchen zogen sich schon öfters in die Länge, einzelne Pärchen sonderten sich ab und saßen im trauten Gespräche begriffen, da schallte es auf einmahl: „Den Polstertanz! den Polstertanz!" Wer kennt diesen Tanz nicht, bey dem alle Mäulchen sich spitzen, der am Ende des Balls Gelegenheit gibt, Jemand seine besondere Zuneigung zu bezeigen, und der so manche saure Gesichter und neidische Blicke verursacht? Er gründet sich auf den alten deutschen Spruch: Einen Kuß in Ehren kann niemand wehren! Das Polsterchen ward gebracht, der Tanzanführer nahm es, hüpfte der Erste in den Kreis und legte es zu den Füßen der Frau vom Hause. Sie küßte ihn mit einer Miene, die zugleich zu verstehen gab: Es gebührt mir die Erste zu seyn; der Kreis drehte sich wieder, und die Frau vom Hause legte den Polster zu meinen Füßen. O ich Glücklicher, Beneidenswerther! der ich zugleich mit einem Kuß ein rothes Fleckchen auf der Nase davon trug, welches mir die Schminke der gnädigen Frau zurück gelassen hatte. Ich nahm meinen Ersatz an einem recht hübschen, sittsamen jungen Mädchen, das sich zwar küssen ließ, aber den Kuß nicht erwiederte. Nun kamen die andern an die Reihe. Die hübsche junge Frau, von der ich früher sprach, war pfiffig genug, aus dem Kreise hinaus zu treten, und den Polster zu den

Füßen ihres alten Mannes, der noch am Spieltische saß, niederzulegen. So ging das Küssen fort, bis endlich noch Einer allein übrig blieb, ohne daß mehr eine Dame vorhanden gewesen wäre. Er wurde ausgelacht, und man sah ihm den Aerger im Gesichte an, obschon er selbst mitlachte.

Jetzt bekamen die Damen Kaffeh und die Herren Einbrennsuppe. Es wurde noch ein Pfänderspiel gespielt, und dann entfernte man sich, indem man den Herrn und die Frau vom Hause versicherte, man habe sich im Leben nicht besser unterterhalten als heute, und ein Hausball sey ganz etwas anderes, als ein öffentlicher Ball.

Ich dachte im Nachhausegehen an meine sechs Gulden, und daß man dafür seinem Magen leicht Mehreres und Besseres, aber seinem Geiste kaum größern Stoff zum Nachdenken verschaffen könne und schlief noch laut und lachend ein.

Mein Hauslehrer=Leben

von

G. F. Dinter *).

Von diesem will ich nur wenig sagen, weil ich nur wenig Wichtiges davon zu sagen habe. Ich fühlte mich nicht glücklich, aber durch eigene Schuld. Ich habe nie so gut gegessen und ge=

*) Aus: Dinters Leben. Neustadt a. d. Orla, 1829.

trunken als in jenen Jahren. Meine Stube hatte eine herrliche Aussicht in den herrschaftlichen Garten. Das Schloß, das ich bewohnte, war eins der prächtigsten Landgüter der Gegend. Ich hatte nur anderthalbe Stunde bis zu meinem Vater, und eben so weit auf der andern Seite bis zu meinem im Jahre 1828 verstorbenen Bruder, der kurz vor meinem Anzuge in Bendorf Pfarrer in Bocka geworden war. Ich hatte hundert Thaler Gehalt, was damals für ungemein viel galt. Auch fehlte es nicht an Weihnachtsgeschenken. Der Kammerherr von Pöllnitz hatte etwas Kaltes und Steifes in seinem Umgange. Aber sein Charakter war sehr gut. Seine Gemahlin, eine geborne von Ponikau, war eine treffliche Frau, die meinen Zögling, ihren Stiefsohn, den Tod der leiblichen Mutter nicht vermissen ließ. Mein Zögling hatte nicht eine Ader von Falschheit und Bosheit, und — ich war nicht glücklich! Durch eigene Schuld. Ich hatte mir ein hohes Ideal gebildet: Das muß dein Schüler erreichen! Aber er erreichte es nicht. Zum Theil konnte Mangel an Talent und Lust daran Ursache seyn. Aber zum Theil, ja ich will's mit Beschämung gestehen, größten Theils lags an mir, daß mein Werk nicht gelang. Ich regte allerdings seine Thätigkeit an. Aber sobald er eine Sache nur begriffen zu haben schien, ging's weiter. Ich wiederholte etwa monatlich einmal, und fand das meiste vergessen. Ich fühlte nicht, daß ich hätte langsamer fortschreiten, öfter wiederholen sollen, nicht, daß mein Zorn den guten Knaben furchtsam machte. Ich züchtigte ihn nie mit einem Instrumente, nie auf eine der Gesundheit gefährliche Weise. Aber ich biß vor Grimm mich in den Ballen des rechten Daumen so oft und so stark, daß ich erst als Pfarrer die harte Haut, die daher entstand, verlor. Ihn selbst stieß ich mit der geballten Faust ins Gesicht, so daß er

bisweilen blaue Flecken davon bekam. Das wußten die Aeltern. Der Augenschein lehrte es, und ich wundere mich noch heute, daß sie mich nicht verabschiedeten. Aber sie sahen, daß der Knabe doch an Kenntnissen zunahm. Sie sahen, daß er dennoch an mir hing, daß er ihnen selbst gestand, er habe das verdient. Und von diesen Rücksichten bestimmt, hatten sie eine Geduld mit mir, die ich unter ihren Verhältnissen schwerlich mit meinem Hauslehrer gehabt haben würde. Genug, sie ließen mich walten. Außer den Stunden waren Ludwig und sein Lehrer die besten Freunde. Sie spielten im Garten, im Winter auf dem Gange mit einander; badeten mit einander; der Lehrer nahm den Junker oft auf seinen Spaziergängen mit, und Ludwig war bei dem Magister immer noch lieber, als bei dem für ihn zu kalten Vater.

Summa: Als Erzieher und Gesellschafter war ich gut, nur als Lehrer nicht. Ich fühlte es, daß ich anders seyn sollte. Ich machte einmal ein Gedicht an mich selbst, in dem die Zeilen vorkamen:

Da stürmen sie wie brausende Orkane,
Die Leidenschaften durch einander hin!
Hinabgestürzt, hinaufgeschleudert wogst du,
Und bebst, und wankst, und fühlst nicht Gott, nicht dich,
Nur deinen Grimm!

Weiter hin:

Was kann dich so entmannen?
Der Fehler eines Knaben, der zu neu
Für Welt und sich die Thaten seines Lebens
Noch freilich nicht mit Männerwage wägt.
Das, was in heil'ger Ruhe stillen Stunden
Du selbst dir selbst nur allzu leicht verzeihst,
Kann Funk' im Pulverthurm' dein Herz entflammen?

Dann eine Ermahnung zur Milde, und der Schluß:

Geh' bess're dich,
Und, kannst du's nicht, so flieh', so eile, wähle'
Sei, was du willst! Nur sey nicht Pädagog!

Ich hatte das ganze Gedicht noch lange nachher. Ich weiß aber nicht, wohin es gerathen ist. Obige Stellen aus demselben habe ich aber im Gedächtnisse behalten. Solche Vorstellungen wirkten, bis Pöllnitz wieder einmal das Vorgetragene vergessen hatte.

Erst, da mein Zögling reifer wurde, besser fassen und behalten lernte, änderte sich die Scene, wozu auch wohl der früher erzählte Todesfall, der milde Leidenschaften an die Stelle der heftigen setzte, das Seinige beitragen mochte. Summa: Ich hätte in diesem trefflichen Hause nützlicher und glücklicher seyn können, wenn ich minder hitzig gewesen wäre.

Uebrigens brachte ich schon damals viele grammatikalische Regeln in Knüttel-Verse, wie es vor Zeiten Sitte gewesen war, und jetzt wieder Sitte wird. Ich ließ z. B. singen:

Unus, ullus, nullus,
Solus, totus, alius,
Uter, alter, neuter,
(Unser alter Schneider)
Genitiv ius, Dativ i,
Sonst bist du ein Bärenhäuter.

Ich reimte die Regeln vom Genus der dritten Declination:

O, or, os, er, es, wenn's wächst,
Masculina! Sonst wirst du bekleckst.
A, is, aus und x,
Machst da Weibchen einen Knix.
S, wenn ein Consonans vorher geht

Us, wenn's u im Genitiv noch steht,
Es, wenn's nicht wächst,
Setz's Weibchen, Bursch, sonst bist du beher:
A, e, c,
l, n, t,
ar, ur, us, wenn's u nicht bleibt,
Ludwig unter die Neutra schreibt.

Aus einer Operette hatte ich genommen, was dort ein Schullehrer singt:

Panis, piscis, crinis,
Lapis, ignis, cinis,
Wenn sich Hans nicht wohl bewahrt,
Wenn er sich mit Greten paart,
(Tunis, fustis wird dann hart),
'S nimmt ein böses Finis.

Daß wenig Gedanke darin war, schadete nicht. Genug, Ludwig behielt die Regeln. Mein Zögling kam nach Halle in's Pädagogium, dann nach Freiberg. Schriftsteller wurde er im Fache der Thierarzneikunst.

Seine Schwester, Lottchen, jetzt Frau von Engel, war ein liebes Kind, an dem meine ganze Seele hing. Da sie von einer Gouvernante erzogen wurde, so hatte ich Wenig mit ihr zu thun. Vielleicht lieset sie diese kleinen Späßchen, und sieht daraus, daß sie mir damals schon Freude machte, und daß ihr Gedenken in mir noch lebhaft ist. L. Vater, warum gehen denn diese Leute betteln? V. Weil sie kein Brod haben, mein Lottchen. L. Wenn sie kein Brod haben, warum essen sie denn nicht Semmel?

Die Mama hatte Lottchens Weinglas zu voll geschenkt. V. Das ist zu voll für Lottchen! L. Lieber Vater, ich will Etwas abtrinken, dann ist's nicht mehr zu voll.

Nach dem Butterbrode kam noch Torte. V. Lottchen, du kannst Nichts davon bekommen. Dein

Magen ist schon geschlossen! L. Das schadet nichts. Die Torte stecke ich noch durch's Schlüsselloch hinein.

Wir waren nach Eschefeld zum Pfarrer Richter gefahren. Die Frau Pfarrerin hatte ein niedliches Bologneserhündchen. Fräulein Lottchen war überredet worden, vom Kaffeetrinken bleibe man klein. Kaffee sollte sie nicht trinken, und klein bleiben sah sie für ein Unglück an. L. Wie alt ist denn das Hündchen? Pf. Schon sehr alt. L. Und wächst nun nicht mehr? Pf. Nein! So klein bleibt's immer! L. Ach, du armes Thierchen! Du mußt einmal viel Kaffee gesoffen haben.

Ich glaubte meine Candidatenjahre nicht besser anwenden zu können, als wenn ich die Pfarrer, Schullehrer und das Volk beobachtete. Diese Beobachtungen haben mich dann oft erheitert, belehrt, ermuntert, gewarnt. Ich kannte einen alten, ehrwürdigen Pfarrer, der seine Predigten las. Einst fand er's doch für nöthig, seine Gemeinen einmal auszuschmälen. Er las auf dem Filiale die Strafpredigt ab, und setzte hinzu: Da habet ihr's nun, ihr Filialsleute. Aber denkt nicht, daß es denen drüben besser gehen soll. Die in der Mutterkirche sollen es gleich eben so kriegen.

Bei einem andern Pfarrer hat ein Vater den Schullehrer verklagt, daß er seinen Sohn zu hart gezüchtigt hatte. Der Pfarrer kannte den Schullehrer und den Bauer. Er sagt ruhig: Morgen früh um 8 Uhr komme ich in die Schule. Komme Er auch und sehe Er, wie es dem Schullehrer geht. Der Pfarrer kommt. Der Bauer auch. Pfarrer. Herr Schullehrer, warum haben Sie den Sohn dieses Mannes so hart gezüchtigt? Sch. Er hat sich mir in Gegenwart aller Kinder widersetzt. Die Kinder wiederholen es mit Ausdruck des Abscheues. Pf. Welches Werkzeug haben Sie bei der Züchtigung gebraucht? Der Schullehrer zeigt ein dünnes, geschmeidiges Stäbchen her-

vor, mit welchem er wohl Schmerzen verursachen, aber nicht Schaden anrichten konnte. Pf. Herr Schulmeister! Was haben Sie gethan? Eine so grobe Widersetzlichkeit nur so gelinde zu bestrafen! Das ist arg. Hier, Vater, nehme Er dieses Stäbchen und gebe Er in Gegenwart aller Schulkinder seinem ungezogenen Sohne noch sechs derbe Hiebe. Nachher erst wollen wir Alle seinem Sohne vergeben. Der überraschte Vater thut's. Und nicht leicht verklagte wieder Jemand den Schullehrer, wenn er nicht wichtige Ursachen hatte.

Ich hatte es als Anekdote gehört, aber nie geglaubt, daß nach dem siebenjährigen Kriege ein Pfarrer im Wittenberger Kreise gepredigt habe: „Ihr Bauern! Gott hat euch nun wieder Frieden geschenkt. Aber ihr habet euch immer noch nicht gebessert. Wenn es so fortgeht, so muß Gott wieder Krieg ins Land schicken, dann geht es wieder Prrpumpumpumpum, Prrpumpumpumpum." Der Schullehrer auf dem Chore nimmt die Hand vor den Mund und trommpetet: Trrtängtängtängtäng. Der Pfarrer schreit erschrocken: Herr Schulmeister ist Er ein Narr? Der Schulmeister antwortet unerschrocken: Herr Magister, wo Infanterie ist, muß auch Cavallerie seyn. Dieß erzähle ich beim Kirchmeßschmause eines benachbarten Pfarrers, ohne etwas Arges zu besorgen. Auf einmal läuft die Hauswirthin davon. Ich: Um Gottes willen, was widerfuhr der Frau Wirthin? Antw. Ja, wissen Sie denn das nicht? Den Streich, den Sie erzählten, hat ihr Vater in der Kirche gemacht.

Ein heftiger Pfarr-Adjunkt sieht seiner Kanzel gegen über einen Bauerknecht sich unanständig während der Predigt hinlegen. Er schreit ihn an: Richtet euch auf! Solche Stellungen mir gegenüber leide ich nicht. Der Knecht bleibt unbeweglich liegen. Der Pfarrer ärgert sich, schließt bald,

und läßt den Herrn des groben Menschen kommen. Dieser sieht das Ungewitter voraus, will ihm entgehen, und spricht zum Knechte: Jetzt ist Neujahr. Ich bekomme einen andern Knecht, du einen andern Herrn. Ziehe ab. Um deinetwillen werde ich mir meinen Pfarrherrn nicht zum Feinde machen. Der Knecht zieht ab. Der Pfarrer ist befriedigt. Aber Jener breitet in Altenburg am nächsten Markttage die Sage aus: Der Pfarrer in Y. habe sich gehängt. Der Ruf wird allgemein. Aber an einigen Orten sagt man, der Emeritus, (male meritus, der um Branntweins willen pensionirt war) habe es gethan, an andern der Adjunkt. Jeder hört's als Gerücht, das dem Andern dieß andichte. Ich war dabei, als Emeritus seine Pension forderte. Subst. Für mich wär's gut, wenn Sie gethan hätten, was Ihnen die Welt Schuld giebt. Em. Sie giebt mir gewiß nichts Schlimmeres Schuld als Ihnen. Adj. Sie wissen es also nicht? Man erzählt überall, Sie hätten sich gehängt. Em. Bewahre Gott, Herr Amtsbruder, Sie sollen es gethan haben! Beide standen wie aus den Wolken gefallen, bis ich ihnen die mir bekannte Sache aufklärte.

Zu viel Hitze ist dem Pfarrer nicht gut. Zu viel Kälte wahrlich auch nicht. Der angeführte male meritus hatte eine Säuferin zur Frau, die ihn durchaus zum Saufen verleiten will. Ein benachbarter Pfarrer giebt ihm den Rath, hier helfe Nichts, er müsse einmal zuschlagen. Er verspricht das zu thun. Nach einigen Wochen klagt er demselben Freunde seine Noth. Dieser: Ihnen ist nicht zu helfen! Warum folgen Sie mir nicht? Em. (ganz ruhig:) Ja, Herr Amtsbruder, ich hab's ja versucht. Es hat sich aber umgekehrt. Ich habe die Schläge bekommen.

Das höchste Ideal männlicher Ruhe stellte derselbe Pfarrer bei folgender Gelegenheit auf:

Das böse Weib will ihn, da er sich eingeschlossen hat, um Ruhe zu haben, nicht studieren lassen. Es ist Winter. Sie heizt so fürchterlich ein, daß er alle Fenster öffnen und nur bitten muß, sie möge das Haus nicht anbrennen. Sie stellt sich vor das Fenster und schimpft in pöbelhaften Ausdrücken. Und er? Er setzt sich an den Studiertisch, und schreibt gelassen alle ihre Schimpfreden nach, um sie dem kurfürstlichen Consistorium einzusenden.

Ein anderer (sonst sehr achtungswerther) Mann im Fürstenthume Altenburg stand in dem Rufe der Einbildung auf seine Verdienste. Den mußt du doch kennen lernen, dachte ich. In einem sehr trockenen Sommer besuchte ich ihn Sonntag Nachmittags. Unmittelbar nach dem Eintritte begann er: Herr Candidat, Sie kommen zu rechter Zeit. Ich muß Ihnen doch gleich das Gebet um Regen vorlesen, das ich ausgearbeitet, und meiner Gemeine vorgesprochen habe. Ein junger Mann, wie Sie, muß hören, wie wir Erfahrenere es machen. Das Gebet war wirklich schön und kräftig. Aber das Selbstlob empörte mich.

O, sagte mein Bruder, das darf dich bei ihm nicht wundern. Er hat mir's nicht besser gemacht. Ich mußte, als seine Gattin gestorben war, für einen Bauer seiner Gemeine eine Leichen=Predigt halten, auf die ich mich gar nicht hatte vorbereiten können. Ich extemporirte und gefiel. Er hatte das gehört, und machte mir das Compliment: Ihre extemporirte Predigt hat gefallen. Das macht Ihnen viel Ehre, in einer Gemeinde Beifall zu finden, die an sehr gute Predigten gewöhnt ist.

So beobachtete ich die Schwächen Anderer, wahrlich nicht um zu lachen, sondern um mich warnen zu lassen. Für gefährlich hielt ich nur Einen, bisher noch nicht Erwähnten. Dieser wußte genau, was ich bei meinem letzten Zusam=

mensеyn mit ihm geredet hatte. Er hielt sich ein Buch, in welches er (wie er mir selbst sagte) an jedem Abende eintrug, wo er den Tag über etwas Merkwürdiges gehört hatte, um gelegentlich Gebrauch davon zu machen. Ich kam nicht wieder zu ihm.

Meine liebsten Freunde waren mein Bruder und Pfarrer Richter zu Eschefeld. Von ihnen lernte ich Casuistik. Sie erzählten dem lernbegierigen Dinter gern, was bisher in ihren Aemtern vorgekommen war, Ernstes, Trauriges, Fröhliches. Sie lieferten mir Manches, was ich noch jetzt meinen Studenten als Beispiel erzähle, neben dem, was mir selbst widerfahren ist. Ich hörte, wie sie den Katechumenen-Unterricht hielten, welche Grundsätze sie dabei befolgten; was sie bei den Krankenbetten, im Beichtstuhle und bei andern amtlichen Handlungen für Erfahrungen machten. Ich verdanke Jenem, der noch lebt, und Diesem, der längst schläft, manche gute Lehre. Der Unerfahrene nahm sich in Acht, dem Erfahrenen zu widersprechen, und vermied dadurch die Pillen, wie sie ein anderer etwas anmaßender Candidat verschlucken mußte, der einen Pfarrer belehren wollte, was in dem oder jenem Falle zu thun sey. Herr Candidat, so sprach ein alter Prediger zu ihm, so reden Sie, so lange Sie sich in drei Wochen einmal barbieren. Wenn Sie sich, wie jetzt ich, in Einer Woche dreimal barbieren werden, dann urtheilen Sie gewiß anders.

Nur was ich etwa erfahren hatte, theilte ich ihnen mit. Z. B. Von Behauptung der Priesterwürde erzählte ich das, was ein, Beiden bekannter, Mann gethan hatte. Er hatte einen Streit wegen einer unbedeutenden Holzangelegenheit, und legte sich, indem er seinem Kirchenpatrone die Sache recht demonstriren wollte, wohl Etwas zu horizontal auf seines Patrons Tisch. Dieser, der ihm

vielleicht eher eine Lüge, als diese Unanständigkeit vergeben hätte, steht ernst auf und spricht: Herr Pfarrer, Sie vergessen, daß Sie mir Ehrfurcht schuldig sind! Ich bin Ihr Kirchen-Patron. Pf. in demselben Tone: Herr Kirchen-Patron, Sie vergessen, daß Sie mir Ehrfurcht schuldig sind. Ich bin Ihr Beichtvater!

Mit den Schullehrern kam ich damals sehr wenig in Berührung. Der, welcher mir am nächsten lebte, war ein ehrlicher, aber unbedeutender Mann. Er versicherte mich selbst, er werde müssen einen Substituten annehmen, weil ihm das Glied steif würde, das der Schullehrer am nothwendigsten brauche. Ich: Welches? Er: Die rechte Hand, diese brauche ich zum Orgelspielen, zum Vorschreiben, zum Zuschlagen. Als ihm der nacherige Pfarrer verbot, die Bußpsalmen sagen zu lassen, gehorcht er nicht. Der Pfarrer kommt dazu, als der 51. Psalm hergesagt wird. Der Pfarrer ärgert sich und wird unruhig. Doch hält er's aus bis zu den Worten: Baue die Mauern zu Jerusalem. Bei diesen springt er auf und schreit: Ei, meinetwegen bauet Ihr sie! Ich gebe keinen Groschen dazu! Bauet Ihr dafür Eure Kirchhofsmauer! Das wäre klüger und nothwendiger! Von Stund an waren die Bußpsalmen abgeschafft.

Einen anderen, ziemlich dicken Schullehrer fand ich bei einem Spaziergange nach meiner Vaterstadt am Wege sitzen in guter Ruhe. Ich fragte ihn: Ihre Kinder machen Ihnen wohl wenig Verdruß, da Sie so zunehmen? Er: was soll ich mich denn viel über die Kinder ärgern? Ich thue das meinige und denke: Ihr dummen Jungen, wenn Ihr nichts lernen wollet, es ist mein Schade nicht. Ich bekomme mein Schulgetraide doch.

Der Cantor Bart und der Baccalaureus Koch, jener durch sein Eingehen in die neuen Ideen der Zeit, dieser durch die Herzlichkeit, die er in die

alten Formen zu bringen wußte, waren mir vor vielen Andern achtbar.

Im Umgange mit dem Volke fühlte ich mich sehr glücklich. Ich konnte nicht leicht vor Jemanden auf der Straße vorbeigehen, ohne ihm ein Gespräch abzugewinnen. Ich lernte das Volk kennen. In der Zedlitzer Flur fuhr ein Bauer am Sonntage, in einer allerdings feuchten Zeit, Heu ein. Ich fragte ihn: Es ist heute Sonntag und er fährt Heu ein. Wie will er das bei Gott verantworten? B. Ei was? Der Herr Jesus hat gesagt, ich soll einen Esel aus dem Wasser ziehn am Sabbathtage. Mein Fuder Heu ist mehr werth als ein Esel. Ich hatte nichts einzuwenden.

Das Volk, das doch mit mir in keiner Verbindung stand, liebte mich, hatte Vertrauen zu mir, weil es mich gern predigen hörte, und weil ich mit jedem Kinde, das mir begegnete, freundlich sprach. Man fragte mich oft um Rath. Eine Jungfer fragte mich, ob sie den Meister Schmidt heirathen sollte? Ich gab ihr den Rath, zu bedenken, daß der Mann sechs Kinder habe. Das habe ich schon bedacht, sagte sie. Ich meine nun so: Wenn er sie schon hat, so brauche ich sie nicht erst zu kriegen. Sie nahm ihn, wurde aber leider bald Wittwe. Warum? Die Sache ist arg. Der baumstarke Mann, der längste im Dorfe, litt am Fieber. Ich wurde gebeten, ihn doch einmal (nicht als Geistlicher, sondern als Freund) zu besuchen. Ach, sagte er, mir kann keine Arznei helfen! Ich: Woher weiß Er das so gewiß? Er: da meine erste Frau so lange krank war, wechselte sie immer mit den Arzneien. Ich habe nun die Reste alle aufgehoben, und jetzt, da ich krank wurde, habe ich's mit einem nach dem andern versucht. Ich dachte, Eins muß doch das Rechte für meine Krankheit seyn. Aber nein! Es will mir keins helfen! Er starb. Ich habe dieß nachher oft mei=

nen Bauern erzählt, um sie vor ähnlichen Thorheiten zu warnen.

Daß ich, versteht sich mit Genehmigung, aber ganz ohne Mitwirkung des Pfarrers, als Candidat einen Anhang neuer Lieder zum alten Gesangbuche einführte, will ich mir nicht zum Verdienste anrechnen. Ich war Hauslehrer des Gutsherrn und Sohn des Gerichtshalters. Das gab allerdings meinen Worten Ansehen.

Aber Folgendes bleibt mir unvergeßlich. Ein siebenzigjähriger Mann hängt sich, bloß weil ihn ein anderer, dem er zehn Thaler schuldig war, einen Spitzbuben gescholten hatte. Die Schwiegertochter muß (um etwas Vergessenes nachzuholen), zurück ins Haus, und findet den Hängenden. Er wird losgeschnitten und zum Leben gebracht. Zwei Tage nachher bitten mich seine Söhne, ihn zu besuchen und aufzurichten. Ich: Das thue ich nicht, das ist unseres Herrn Pfarrers Sache. Er würde es für Eingriff in sein Amt ansehen, wenn ich ihn besuchen wollte. Sie: Eben darum brauchen wir Sie. Der Pfarrer hat ihn besucht, und hat ihn so in die Hölle geworfen, daß er sich, wenn der Pfarrer wieder kommt, gewiß noch einmal hängt. Hier war's nun freilich nöthig, daß ich hinging. Es galt Menschenleben. Ich nahm die Sache von der natürlichsten Seite: Alter, Gott muß ihn doch sehr lieb haben, da er die Umstände so gelenkt hat, daß seine Schwiegertochter zurückkommen mußte, um ihn zu retten. Das fiel ihm auf. Genug, der Mann wurde beruhigt, und hat mich noch, da ich Pfarrer war, einigemal dankbar besucht. Ich ging zum Pfarrer, um ihm zu sagen, was ich gethan hatte, auch meine Verwunderung darüber nicht zu bergen, daß er den Mann so streng behandelt habe. Pf. Wie ihr jungen Männer das versteht! Erst mußte ich ihn mit dem Gesetze angreifen. Nach einigen Tagen

hätte ich das Evangelium schon nachkommen lassen. Ich: Ja, wenn er sich zum zweiten Male gehängt hätte.

Bisweilen nahm ich meinen Zögling mit zu den feinern Bauern-Familien, Göllnitz, Weiske und zum Müller. Er sollte das Volk achten und lieben lernen.

So ging ich nicht ganz übel durch's Hauslehrer-Leben vorbereitet ins Pfarramt über. Im Ganzen ist der Hauslehrerstand als Mittel zwischen Akademie und Pfarrei nicht zu verachten. Der junge Mann entwöhnt sich vom Studententone, lernt sich fügen, lernt besonders auf dem Lande sich an's Volk anschmiegen, beobachtet Pfarrer und Landadel, und sammelt tausend Erfahrungen, die ihm im Pfarramte nützlich sind. Nur muß er sich nicht zu einseitig an das hohe Haus anschmiegen, sonst gewöhnt er sich an Bedürfnisse, die er nachher nie befriedigen kann, fühlt sich unter den Landleuten nicht glücklich, weil sie den Hofton weder haben, noch erwiedern, noch verstehen. Die Stunden, die ihm das Hauslehrer-Amt übrig läßt, muß er den Pfarrern, den Schullehrern, dem Volke widmen.

Einige Nebenpersonen, die mir in diesem Zeitraume merkwürdig wurden, muß ich noch erwähnen: Die ehrwürdigen Großältern meines Zöglings, das Pflugkische Haus in Ehrenhayn, eine Familie, die an Humanität, an echtem Christensinne Wenige ihres Gleichen hatte. Sie starben beide in der Zeit, da ich Führer ihres Enkels war. Sie wurden in ihrem Garten begraben, und die letzten Verse der ihnen zu Ehren von mir gedichteten Gesänge, waren Zeugen meiner innigsten Empfindung. Der Eine:

So, wenn hinter'm Ulmenhaine nieder
Matter strahlend uns die Sonne sinkt,

Jauchzen jenseits neue Jubellieder
Einer Welt, die Morgenstrahlen trinkt.

Der andere, Anrede an die Laube, wo der Edle ruht:

Grün' unentweiht, ein Heiligthum für Alle,
Die dir sich nahn.
Des Enkels Enkel staun' in deiner Halle
Ihr Bildniß an.
Voll heil'ger Ehrfurcht ruf' er: Ach sie haben
Vor langer Zeit
Hier einen edlen, edlen Greis begraben!
Grün' unentweiht.

Neben dem Ernsten stehe etwas Lustiges. Ich besuchte mit meinem Zöglinge die Ställe des Gutes an einem der Feiertage. Auf einem Futterkasten saß ein festlich gekleideter, bildschöner Bauerjunge von ungefähr vierzehn Jahren. Ich frage ihn: Wer bist du, mein Sohn? Er, fast im Tone der gebildeten Welt: Ich habe die Ehre der Saujunge vom Hofe zu seyn. Der erste Mann des Staates hätte mir seinen Stand nicht feierlicher ankündigen können, als hier der — Saujunge.

Auf dem dritten seiner Güter hatte mein Principal einen Pfarrer, der im 96sten Jahre starb, nachdem er drei Substituten gehabt hatte. Der letzte Substitut schreibt einmal an des Alten Stubenthür: Dieser Jünger stirbt nicht. Der Alte schreibt darunter: So will ich, daß er bleibe, bis ich komme; Narre, was geht's dich an! Dieser Alte hatte, um die Wäsche zu schonen, von jeher statt der Tischtücher und Servietten die blauen Umschläge der Zuckerhüte gebraucht.

Der Pfarrer in Ehrenhayn erzählte mir, er sey als Gymnasiast einst von der Kanzel herab ein Hundsfott genannt worden. In N. bei Altenburg war ein alter Pfarrer gewesen, der immer etwas Halblächerliches in seine Predigten verwebt hatte. Die Gymnasiasten erfahren an einem Fe-

rientage: Der Pfarrer zu N. hält heute eine Leichenpredigt. Sie gehen hinaus. Die Predigt selbst geht ohne etwas Auffallendes hin. Der Schluß aber war: So viel mit euch, liebe Leichenbegleiter. Nun aber einige Worte mit Euch, ihr jungen Leute, die ihr gekommen seyd, um euch über einen alten Mann lustig zu machen. Hierauf folgt eine derbe Strafpredigt, die sich mit den Worten schließt: Da ich in Altenburg vom Gymnasium abging, habe ich in fünf Sprachen valedicirt. Ihr Hundsfötter, was könnet Ihr? Amen.

Dem Altenburgischen Superintendenten L. war es bei demselben Manne noch schlimmer gegangen. Der Superintendent will doch auch den berüchtigten Mann einmal predigen hören und zugleich sich um den Zustand des dortigen Kirchenwesens bekümmern. Er kommt gerade am ersten Advents-Sonntage. Der Pfarrer predigte: Damals zog Jesus ein mit Hilfe eines Esels. Heutzutage kommt er zu seiner Gemeinde durch die christlichen Lehrer und Prediger. Nun gibt es von ihnen verschiedene Arten: kleinere, wie ich bin. Aber Christus hat auch in seinem Kirchendienste große Kirchen-Esel, dergleichen wir heute in unserer Gemeine zu sehen die Ehre haben. — Wer preiset nicht unsere Zeiten glücklich, in denen solche Dinge unerhört, ja fast unmöglich sind. Die Nachricht ist aus des Superintendenten Munde, der die Sache meinem Principale erzählt hat.

Meinen Schulkindern habe ich, um ihnen zu beweisen, daß Fehler gegen die Rechtschreiberei oft den ganzen Sinn entstellen, erzählt, was damals sich wirklich zutrug. Eine Dame äußert in einer Gesellschaft, wo von Mandel-Krähen *) die

*) Manche schreiben Mantel-Krähen weil die Farbe ihres Gefieders fast das Ansehen eines Mantels hat.

Rede ist, sie habe noch nie einen solchen Vogel gesehen, und wünsche wohl einmal ein so schönes Thier ausgestopft zu erhalten. Der Hauswirth, ein reicher Gutsbesitzer, schreibt unverzüglich an einen Jäger in der Lausitz, und bittet, er möge ihm doch sobald als möglich einige Mandel Krähen schicken. Dieser befolgt den Befehl genau und sendet mit der ordinären Post (nicht einige Mandel=Krähen), sondern, wie es geschrieben stand, 45, also drei Mandel Krähen, die ein ziemliches Porto kosteten.

Wie ein witziger Einfall bisweilen einen Fehler bedecken kann, davon habe ich meinen Bauernknaben oft auch ein in Bendorf mir vorgekommenes Beispiel erzählt. Der sogenannte Kuhjunge, ich glaube er hieß St., schlief bei der Heerde ein. Der Herr Kammerherr reitet aus, um nach seiner Wirthschaft zu sehen, und findet das Vieh auf der Saat, und den jungen Menschen schlafend. Er will nicht absteigen, sondern denkt: Auf den Abend soll er schon seine Strafe erhalten. Der Abend kommt. Ich stehe neben dem mit dem Straf=Instrumente bewaffneten Gutsherrn in der Hausthür des Schlosses. Mein St. treibt so dicht als möglich an der entgegengesetzten Seite des Hofes hin. P. St—ch! Komm her, ich will dir Etwas sagen! St. Ach, gnädiger Herr, so ein dummer Junge, wie ich bin, braucht nicht Alles zu wissen! Und sogleich schleicht er in den Kuhstall. Der Herr lachte laut über den Einfall und gab ihm statt der Strafe einen Species=Thaler. (1 1/3 Thlr. Preuß.)

Einem Bauer dagegen wäre seine witzig seyn sollende, aber wirklich unwitzige Grobheit beinahe sehr übel bekommen, wenn nicht eine Fürbitte des Superintendenten die Strafe abgewendet hätte. Es war Kirchenvisitation. Pfarrer und Schullehrer verklagten einen Bauer, daß er seinen 12jährigen Sohn so schlecht zur Schule halte. Der

Knabe rücke dem Confirmanden-Alter entgegen, und könne noch nicht lesen. Der Mann wurde herbeigeholt. Anfangs war der Bauer bei allen Anklagen stumm. Nachher, als man in ihn drang, rief er: Mein Junge weiß die zehn Gebote. Mehr braucht er nicht zu wissen. Sp. Aber er kann doch nicht lesen! B. Kann wohl lesen! Sch. Das ist nicht wahr! B. Kann wohl lesen. Steine liest er immer vom Felde weg. Der Kirchen-Patron rief erzürnt: Solltest du dem Hohenpriester also antworten? und wollte ihn arretiren lassen. Bloß des Superintendenten Fürwort rettete ihn.

Meinen Schulknaben in Dresden, von denen Viele die Aussicht hatten, Herrenbediente zu werden, gab ich die Warnung: Wenn ihr in ein vornehmes Haus kommt, so bekümmert euch ja um die fremden Worte, die in der Sprache der Vornehmen vorkommen. Thuet ihr das nicht, so werdet ihr ausgelacht! Der Schreiber H. in Bendorf mußte, wenn große Gesellschaften da waren, mit den zwei übrigen Bedienten bei Tische aufwarten. Einst rief die Frau Kammerherrin: Präsentire Er die Sauce herum. — Mein H. wußte nicht, was für ein Ding das sey, und sah sich verlegen um. Der Kammerherr merkt, wo es ihm fehlt und schreit: Die Titsche H., die Titsche! Freilich verstand es nun H., aber er wurde laut ausgelacht. Ein andermal reichte er die Kerne der Melone als eßbar herum und die genießbaren Theile derselben wollte er als Futter für Schweine in die Küche tragen. Von dieser Zeit an wendete sich H. an den ältern Bedienten Buch, einen gewesenen preußischen Soldaten. Dieser wies ihn an, was zu thun und zu lassen sei, und H. wurde nicht mehr ausgelacht.

Dieser Buch war stolz darauf, dem alten Fritz (wie er mit Ehrfurcht ihn nannte), gedient, und mehrmals bei ihm Schildwache gestanden zu haben.

Er war selbst Zeuge der Derbheit gewesen, mit welcher der Kutscher Pfund den König behandelt hatte. Er erzählte: Einst rief der König ungeduldig von dem obern Stockwerke herab: Nun, Pfund, wird's bald? Der Kutscher antwortete: Nun, nun, Ew. Majestät, ich kann nicht blasen! Der König ließ sich's gefallen und wartete.

Xaver's Tod

von

Eduard Duller*).

„Das heilige Kreuz!"

Wie Constantin in Wolken das Symbol der Erlösung gesehen und mit dem festen Glauben an die Worte: „In diesem Zeichen wirst du siegen," die Feinde überwunden, so galt Xaver'n das „heilige Kreuz" als Losung; — es war kein blinder Zufall, der ihm gerade dieß Schiff zugeführt, Gott wollte es und gab dem Apostel, wie durch ein sinniges Wortspiel, seinen Entschluß zu erkennen. Und so unerschütterlich war in dem gottgläubigen Xaver diese Ueberzeugung, daß er allen Vorstellungen, allen Hindernissen trotzte, in denen jeder Andre vielleicht grade den warnenden Finger Gottes erkannt hätte.

Nachdem er in Goa die hierarchischen Geschäfte zum Nutzen der Gesellschaft Jesu bestellt,

---

*) „Loyala," von Eduard Duller. 3 Bände. Frankfurt am Main. J. D. Sauerländer. 1836.

und Gaspar Barzé zum Viceprovinzial von Indien eingesetzt hatte, ging er am 12. April 1552 auf dem „heiligen Kreuz," welches seinem Freunde Jago Pereira, einem reichen portugiesischen Kaufmann gehörte, mit Balthasar Gago, Peter Alcaceva, Franz Gonzalez, Eduard Sylva, Alvarez Pereira de Monte-Mayor und einem jungen im Seminar zu Goa erzogenen Chinesen unter Segel. Alle diese geistlichen Personen theilten mehr oder minder Xaver's lebhafte Hoffnung, China zu bekehren, während die übrige Mannschaft des Schiffes auf Anknüpfung von Handelsverbindungen und großen Gewinn zählte, der durch diese Seefahrt aus dem fabelhaften China, wie aus einem unerschöpflichen Goldbrunnen, geholt werden könne. Wohlauf, Argonauten! Frisch zu! Winde und Wellen schmiegen sich sanft in die Segel, an die Borde des Schiffes. Da schwimmt es dahin, wie von breiten Tritonenrücken getragen, das heilige Kreuz, goldig schimmert am Bugspriet das erhabene Symbol des Glaubens, und vor ihm her weichen die Fluthen, als wollten sie die grünen Glieder am Sonnenglanz behaglich strecken; die wunderlich-geformten Bewohner des Oceans schießen neugierig aus den Tiefen empor. Auf dem Verdecke stehn die kühnen Männer von der Gesellschaft Jesu, die Krieger ohne Waffen, zum Gebet um den Sieg vereint, in ihrer Mitte Xaver, freudig verklärten Blickes gen Himmel schauend, dessen Bürgschaft er in der Brust trägt. Die andern Alle hoffen auf das Gelingen, — Xaver ist überzeugt, daß er vollenden muß!

In Malacca, wo sie landen, wüthet die Pest. Der Gouverneur, Don Alvarez d'Ataide sieht mit geheimem Neid sie kommen, ungeheuren Gewinn holen. Er widersetzt sich der Weiterfahrt. „Es sei unwürdig, daß ein bloßer Kaufmann, wie Pereira, als Abgesandter zu dem größten Mo-

narchen der Erde gehe." Ataide sucht das Unternehmen auf jede Weise zu vereiteln, um heimlich für eigne Hand mit China Handelsverbindungen anzuknüpfen. Er will sich des heiligen Kreuzes bemächtigen, und schickt rasch vertraute Leute nach der chinesischen Insel Sancian.

Xaver versucht alles, Milde und Strenge, um des eigennützigen Mannes niedre Gesinnung zu verwandeln. Da nichts fruchtet, gebietet er, als Legat des heiligen Vaters, dem Großvikar von Malacca, den Störrigen zu exkommuniciren. Vergebens! Da ruft Xaver: „Und ob du mir eiserne Schranken vorbauest, — öffnest du sie nicht, so trägt Gottes Engel auf seinen Fittigen mich hinüber."

Eilig besprach er sich mit seinen Vertrauten, Gago, Sylva und Alcaceva, und schickte sie nach Japan, an dem dort begonnenen Missionswerk rüstig weiter zu arbeiten; er selbst begab sich heimlich mit dem jungen chinesischen und einem indischen Neophyten und mit einem Vater von der Gesellschaft Jesu auf das heilige Kreuz und gebot, dem Befehl des hinterlistigen Statthalters zum Trotz, die Anker zu lichten. Die Mannschaft, an die fünfhundert stark, jauchzte ihm zu; — Alle betrachteten ihn wie den Schutzpatron des Schiffes und glaubten fest, seine Gegenwart werde ihnen Segen und reichen Gewinn verschaffen. So stachen sie denn in die See.

Einige Tage segeln sie weiter; — da ist das Schiff festgebannt auf offner See. Windstille. Entsetzen in Aller Herzen. Sie haben kein Trinkwasser mehr. Knieend flehen Einige Xaver an, sie zu retten. „Wir gehn zu Grunde," jammern Andre; Andre werfen sich lechzend, stumm auf's Verdeck, mitten in den Sonnenbrand.

„Kleingläubige," ruft Xaver, — „wir werden nicht zu Grunde gehn. Gott verläßt uns

nicht! —" Er macht das Zeichen des Kreuzes über einen Kübel voll Seewasser, der vor ihm steht. „Trinkt! Gott gesegne es euch, es wird euch keinen Schaden bringen." — Gläubig nehmen sie seine Worte hin; so groß ist die Macht des rechten Glaubens, daß er das widerspenstige Irdische bändigt. Sie tranken und befanden sich so wohl, als hätten sie das lauterste Quellwasser genossen.

Endlich nach langem Harren und Beten wieder ein günstiger Wind! Auf der Insel Eicheo wird angelegt, Wasser eingeholt. Die Eingebornen strömen in Haufen herbei. Als Xaver wieder in die See sticht, hinterläßt er dort sechzig Christen!

Nach einer Seefahrt von fünfundzwanzig Tagen wirft er Anker vor Sancian, einer kleinen nicht weit von der Provinz Quangtong gelegenen Insel, wo sich portugiesische Kaufleute befinden, deren Familien noch in der Handelsstadt Canton zurückgelassen sind. Sie nehmen den Apostel mit den höchsten Ehrenbezeigungen auf, stellen ihm aber zugleich das Gefahrvolle seines Unternehmens vor und beschwören ihn, davon abzulassen, — Kerker, Folter, Tod würden sein Loos seyn.

„Und dieß sollte mich schrecken? — Dem allen kann ich trotzen, will ich trotzen, und thun, wozu mich Gott treibt. Gott steht für mich, — so muß auch ich für ihn stehen; — Gott ist bis heute treu bei mir geblieben, drum muß auch ich ihm treu sein und bleiben. Gott gab mir das Wort, drum predige ich sein Wort, bis der letzte Hauch aus meinem Munde fährt.

Da stellen ihm die zaghaften Kaufleute vor, daß sie Weiber und Kinder noch in Canton haben, deren Sicherheit durch sein Unternehmen gewiß gefährdet werden würde; sie beschwören ihn, es wenigstens so lange aufzuschieben, bis sie ihre Geschäfte vollendet und das ungastliche Land mit

Weibern und Kindern wieder verlassen hätten. Diesem Grunde vermag der menschenfreundliche Xaver nicht zu widerstehen; er verspricht ihnen, so lange zu warten; aber die Ungeduld, die innere Gluth, wohl auch das ungewohnte Klima und die Folgen seiner maßlosen Anstrengungen ziehen ihm ein hitziges Fieber zu, an dem er vierzehn Tage darnieder liegt. Als er wieder genes't, benützen die Zaghaften mit aufrichtiger Theilnahme den Umstand seiner Krankheit und deuten sie ihm als eine neue Warnung Gottes: von seinem verwegenen Beginnen abzustehen. Er aber beharrt jetzt, nachdem er ihren Wünschen Genüge geleistet, nur um so fester auf seinem Entschluß, obgleich die rohen Soldaten und Matrosen auf dem heiligen Kreuz, nachdem die Kaufleute abgereis't, gleichfalls in ihrer Zuversicht wankend werden, ihm Vorwürfe machen, daß er ihre Hoffnungen getäuscht. Sie fangen an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Xaver versagt sich das Nöthigste, damit nur die Bedürfnisse der Andern befriedigt werden. Da erliegt sein Leib zum zweiten Mal einem hitzigen Fieber. Er kann das Schaukeln des Schiffes nicht aushalten und bittet die Mannschaft, man möge ihn an's Land bringen.

Es geschah, das unzufriedne, in seinen Erwartungen goldner Schätze hingehaltene Schiffsvolk war froh, ihn, als einen lästigen Zehrer, los zu sein. Das Elend machte sie so thierisch, daß sie um einzelne Bissen geizten, und so unempfindlich für fremdes Leiden, daß sie dem Kranken nicht einmal eine Decke gegen die rauhen Novemberwinde mitgaben, und ihn hülflos im Freien liegen ließen.

So lag er auf dem öden Gestade, treulos verlassen von den Menschen, von der Wuth der Krankheit und der Unbill des Wetters gleich hart bedrängt, — gebeugt, aber nicht aufgegeben, denn

selbst durch seine wilden Fieberträume leuchtete das Vertrauen auf den Gott, den er verkündigen wollte; ja darin allein sammelten sich wie in einem Brennpunkt noch einmal alle seine Lebenskräfte.

Ein einziges Herz ward von Mitleid über die Hülflosigkeit des Apostels gerührt, das Herz eines schlichten Mannes der ihm ein Zelt baute, mit einer Strohmatte ihn zudeckte und am Krankenlager Wache hielt.

Das Siechthum verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Der Pfleger eilte voll Bestürzung auf's Schiff und holte den Feldscherer, der dem Kranken eine Ader öffnete. Doch die Hülfe kam zu spät. Xaver verfiel in Konvulsionen und litt unsägliche Schmerzen, und den bittersten darin, daß er in den Augenblicken, wann die Fieberträume von ihm wichen, seinen Zustand erkannte, einsah, daß er sterben müsse, ohne das Werk zu vollenden, welches der Schlußstein seines Lebens werden sollte „O, mein Gott!“ stöhnte er ergeben, — „du weißt es, warum du's also über mich verhängst; du weißt es, du meinst es treu mit jedem. So will ich denn deinen Kelch mit vollem Bewußtsein leeren, wie bitter er auch ist. Gepriesen seist du, mein gütiger Gott, — lässest du mich auch nicht vollenden, du gabst mir's doch, für dich zu schaffen, gepriesen seist du in Ewigkeit!“

Es war eine harte Prüfung vom Herrn, — und da Xaver sie bestand, gab Gott ihm das Glück durch das Elend.

Der zweite December tagte. Der Nordsturm rüttelte an den leichten Stäben des armseligen Binsendaches, unter dem der Kranke lag. Er hob sich, bäumte sich, streckte sich im Fieber. — Er stand im Todestraum mitten in der Kaiserstadt China's. Hohe Pagoden-Thürme mit phan-

tastischen Schnörkeln, niedre Häuserreihen, — Kanäle von zierlichen Gondeln wimmelnd. Auf den Straßen Tausende phantastisch gekleideter Menschen. Bonzen schleichen hin und wieder. Laue Lüfte streifen die Glöcklein an den Thürmen, daß sie hell erklingen. Er tritt in den Kaiserpallast; — da sitzt der Sohn des Himmels, die Sonne des Reichs, der große Vater, auf dem goldnen Thron unter dem diamantenfunkelnden Baldachin. Ringsum im Kreise stehen die Bonzen. Xaver fordert sie zum Kampfe auf. Der Kaiser wirft seinen drachenumwundenen Stab auf den von Goldkies festgestampften Estrich. — Der Kaiser winkt. Tiefes Schweigen, kein Herz im ganzen ungeheuern Ring des Reiches, das nicht hörbar pocht. Da beginnen die Bonzen den Kampf. Trugschluß auf Trugschluß. Sie lächeln triumphirend. Der Kaiser streichelt, zufrieden mit ihren Sophismen, den weißen Bart. Xaver tritt vor; er wirft sich auf die Kniee, inbrünstig fleht er zu Gott, ihn zu stärken, seine Worte zu Schwertern zu machen Und wunderbar fühlt er sich erkräftigt, wie nie. Die Worte strömen ihm wie helle Flammen vom Munde; wie Flammen wühlt's in seinem Herzen. Er predigt von Christus, dem eingekörperten Gott, der aus Liebe für die ganze Menschheit am Kreuze gestorben, damit der Tod getödtet und die Hölle für ewig vernichtet sei; er predigt von der Liebe, die ihr ewiges Reich ausbreitet durch alle Völker, daß alle nur eine Sprache, die des Herzens, fürder reden, daß alle Brüder sind. — Da wirft sich der Kaiser auf's Knie und betet an den dreieinigen Gott, und Xaver sinkt nieder und betet ihn an. Die Mauern des Pallastes zerstieben wie Wolken; — aus seiner ewigen Herrlichkeit tritt der Heiland hernieder, die Siegesfahne der Auferstehung schwingend, und reicht seinem Apostel die Hand, der in süßer

Betäubung an das heilige Herz sinkt. — Und der Heiland ruft: „Es ist vollbracht!" — —

Xaver hatte vollendet.

So starb der Sendbote der Gesellschaft Jesu in Asien, am 2. December 1522, seines Alters im 46. Jahre, im 11. seines Aufenthaltes im Osten. Der Kapitän des heiligen Kreuzes ließ die Leiche in einen mit Kalk angefüllten Sarg legen, und brachte sie nach Goa zurück.

Als man den Sarg eröffnete, soll die Leiche noch unversehrt gefunden worden seyn.

Der Salon der Madame Recamier

von

Eduard Gans *).

In der Mitte des rue de Sevres liegt ein Haus, dessen erneuerte und schöne Bauart kaum anzudeuten scheint, daß es noch heute zum Theil zu klösterlichen Einrichtungen dient. Es ist die abbaye aux Bois, so genannt, weil sie wohl in ältern Zeiten außerhalb der Ringmauern der Stadt Paris liegen mochte. Das Kloster hat sich heut zu Tage mit der Weltlichkeit abgefunden, und neben den geweihten Schwestern sieht man auch einige

*) „Rückblicke auf Personen und Zustände. Von Eduard Gans. Berlin. Veit. 1836." 8.

wenige Miethérinnen daselbst, von deren Wohnung zwar auf die Zurückgezogenheit der Gesinnung, aber nicht auf das Aufgeben aller weltlichen Interessen geschlossen werden darf. Unter Anderem ist das Haus auch dadurch seit mehreren Jahren berühmt geworden, daß Madame Recamier in demselben wohnt.

Es würde kaum gestattet seyn, in die Schilderung eines Privatlebens oder einer Seite desselben einzugehen, wenn es nicht selbst zu den Zierrathen und Ausschmückungen des öffentlichen Geistes gehörte, und wenn nicht gerade in seiner Ergründung eine tiefere Einsicht, als sonst irgendwo, in die mannichfach versteckten Fäden dessen, was sich begiebt, zu erlangen wäre. Madame Recamier hat nun seit so vielen Jahren an der Spitze des weiblichen Theils der französischen Bevölkerung gestanden, daß man ihr auch in ihre Zurückgezogenheit folgen darf, um zu sehen, für welche Seite des heutigen Weltganges ihr einfacher und äußerlich unscheinbarer Gesellschaftssaal eine Anziehungskraft bewährt. Man denke sich eine Frau in den Fünfzigen, die von Allem, was die Schönheit Ewiges und Unverwelkliches enthält, nicht blos die Spuren, sondern vielmehr das Wesen und die Substanz erhalten hat, die in ihrem reichen Umgange mit Allem, was seit einigen dreißig Jahren in der Weltgeschichte Bedeutendes hervortrat, eine Sicherheit des Blickes und des Betragens gewonnen, die in Erstaunen setzen würden, wenn sie nicht in der allgemein menschlichen Liebenswürdigkeit verloren gegangen zu seyn schienen. Man denke sich diese Frau, noch heute umgeben von den Edelsten ihres Volkes, und allen Fremden, die den Vorzug genießen, bei ihr eingeführt zu werden, einen eigenen Lebenslauf besitzend, welcher gleichsam der Mikrokosmus des allgemeinen Weltganges ist, und man wird

nicht erst fragen dürfen, ob es wichtig und bedeutend sey, in diesen Kreis gesehen zu haben.

Madame Recamier nimmt die bei ihr eingeführten Herren gewöhnlich um vier Uhr Nachmittags auf. Sie sitzt in der Regel an irgend einer Stickerei oder sonstigen weiblichen Arbeit. Ihr Gesellschaftssaal faßt kaum dreißig Menschen, und nur in seltenen Fällen ist diese Zahl des Abends, etwa zwei Mal im Monate vollständig. Die Arbeit, mit der sich Madame Recamier befaßt, ist das Symbol ihres Geistes: es ist ein durchaus weiblicher. Keine jener riesenhaften Abnormitäten, die in das Gebiet des anderen Geschlechts hinüberspielen und die Unterschiede wenigstens einen Augenblick verwischen, Nichts, was dem Manne sogleich den Faden aus den Händen spielt und ihn zum Organe und Nachbeter des schöpferischen Weibes macht, ist hier anzutreffen. Vielmehr besitzt Madame Recamier gerade die vielleicht seltene Fähigkeit, nach Allem, was um sie herum gesprochen wird, zu lauschen, die streitenden und bisweilen kreuzenden Meinungen in sich aufzunehmen und so zu erfahren, zu lernen, und zu verarbeiten, was die tägliche Werkstatt ihrer Gesellschafter an geistigen Neuigkeiten, an Einfällen oder an Tiefem und Erhabenem hervorbringt. Es wird zum Beispiel von der Todesstrafe gehandelt, und ein juristischer Kopf, von der Nothwendigkeit derselben ergriffen, beweist, daß, wenn man die Abschaffung derselben zugeben wolle, er auch das Verschwinden eines Verbrechens verlangen müsse. Gegen diese strenge und philosophische Ansicht erhebt sich nun ein christliches Gemüth, ein moralischer Mann, der Menschen dieses Recht der Todesstrafe nicht zusprechen zu können glaubt. Es wird scharf hin- und hergeredet: sehr oft berühren sich die Kämpfenden mit den Spitzen ihrer Gründe, aber wie feine und gewandte Männer verwunden

sie sich nicht. Madame Recamier, immer emsig mit ihrer Arbeit beschäftigt, hat genau zugehört: kein Wort ist ihr entgangen: je nachdem der Eine, oder der Andere der Kämpfenden siegreich zu seyn scheint, hat sie ihn wohl angesehen, mit ihren ermunternden Augen verfolgt, und so bisweilen zu einem glücklichen Angriffe, oder Gegengrunde verholfen. Ist der Streit nunmehr beendet, so belohnt sie durch ein Wort des Lobes die Kämpfer, wenn sie sich mannhaft und gut geschlagen haben, und oft gar resumirt sie die Streitpunkte, und sucht sich selbst zu einem Endurtheile zu verhelfen. Denn man muß nicht glauben, daß es die leblose Passivität ist, die sich bei ihr vorfindet. Durch eine feine, nur nicht Alles beherrschen wollende Bemerkung weiß sie sehr oft den wechselnden Reden den richtigen Gesichtspunkt vorzuschreiben: eine liebenswürdige, niemals aber verletzende Satire bringt oft Salz und Leben in abgedroschene Gegenstände, und die Kunst, mit leiser, fast unbemerklicher Beweglichkeit von einem Stoffe zum andern übergehen zu machen, sichert vor Denen, die sich und ihre Erzählungen zum bleibenden Typus erheben möchten. Nie wird die sanfte und weibliche Liebenswürdigkeit durch Witz überwogen, nie der Geist durch die Weichheit gesellschaftlicher Formen verdrängt. Beide Weisen anzuziehen, sind sich gewachsen, und in ihrer ächten und wahrhaften Durchdringung gewähren sie einen Genuß, wie er nicht leicht an einem andern Orte, und selbst hier, nicht oft in anderer Gesellschaft zu finden ist.

Doch wer ist der kleine Mann, der allein auf dem Canape unter dem Bilde der Corinna sitzt? Er ist zwar schon über die Blüthenzeit des Mannesalters hinaus, aber so kräftig und rüstig als einer, der sich darin befindet. Seine ergrauenden Haare geben kein Bild irgend einer Abnahme, und sein feuriger Blick zeigt die unverwüstliche Kraft,

die die Jugend auf das ungeschwächte Alter überträgt. Er ist auf sein Stöckchen gestützt, und besieht sich das Ende desselben. Bisweilen bereichert er das vor ihm hersummende Gespräch mit keinem Wort, und Fremde, die ihn nur ein einziges Mal gesehen, würden ihn, wenn er nicht das Auge bewegte, für einen stummen Einsiedler, oder für einen bloß zuhörenden Geist halten. Aber zufällig läßt einer der Anwesenden die Rede auf die Bretagne, auf alte französische Zustände, oder auch auf die neuen, die sich bilden wollen, kommen. Der bisher stumm Gewesene bewegt sich nun, und instinctmäßig schweigen die Andern. Denn wie auch Glück und Verdienst Manchen über die Grenze selbst seiner Erwartungen hinausgetragen haben mögen, so ist doch die Achtung vor Dem, was wirklich einmal langjährig erworben, und in Sicherheit gebracht worden ist, eine weit gründlichere und gebietendere. Der jetzt plötzlich redselig Gewordene ist nämlich Chateaubriand. Viele französische Schriftsteller erkämpfen sich noch ihren Platz, und schweben in jener Mitte zwischen der Verdammniß und Apotheose, die man mit Recht das literarische Fegefeuer nennen könnte. Er dagegen hat seine Stelle über jede Anzweiflung erhoben, und wie Voltaire, Rousseau und Diderot nicht mehr in die Kategorie Derer gehören, die durch lebensvolle Befangenheit zu beurtheilen sind, so hat Chateaubriand das Glück, gleichsam zu den großen Gestorbenen gerechnet werden zu können. Wie sich der Staatsmann und ein langes politisches Leben zur literarischen Erscheinung gesellt, soll hier nicht weiter geprüft werden, aber Treue und Beharrlichkeit haben ein Recht, als seltene Vorkommenheiten geehrt zu seyn, und wenn zu ihnen unter allen Umständen noch die Liebe zur Freiheit als eine erwärmende

Sonne tritt, so gibt es keine so verschiedene Ansicht, welche sich abgestoßen fühlte.

Von wem spricht aber Chateaubriand in diesem Augenblicke? Er spricht von einem großen Verstorbenen: er spricht von Benjamin Constant. Hört, wie er ihn lobt, wie er ihn neben Voltaire, dem feinen Verstande nach, setzt; wie geistreich er auf die französische Academie loszieht, die ihm den großen Vienet vorgezogen, weil dieser die Epistel an die Lumpensammler geschrieben hatte. Von nun an bleibt der bisher Stumme Herr und Meister der Rede; der Uebergang auf die Zeit, in der wir uns gerade befinden, ist gleich gemacht. Das Preßgesetz wird sofort besprochen, und der Mann, dessen ganzes Leben der Freiheit der Presse huldigt, wird wohl am liebsten gehört werden, wenn es darauf ankommt, in ihren Irrsalen e pure si muove zu rufen. Plötzlich schweigt die lebendige Rede, und wie vorher besieht sich wieder Chateaubriand mit aller Ruhe das kleine Stöckchen. Man wendet sich einmal um, aber wenn man nach dem Platze wieder hinschaut, auf welchem er gesessen hatte, ist er verschwunden. Um fünf Uhr verläßt er das Zimmer, ohne sich zu empfehlen.

Jener Andere, der neben Chateaubriand auf einem Lehnstuhle sich ausbreitet, und meistens kaum den Mund öffnet, als wenn es darauf ankommt, auf eine an ihn gethane Frage zu antworten, oder eine kleine eingestreute Bemerkung zu machen, ist ein großer Theosoph der Geschichte, und wenn man etwa einen Preis im französischen Styl zuerkennen will, wird er zu den Wenigen gehören, die man nennt. Es ist ein noch nicht überall gekannter Mann, denn er hat seine Werke auf eigene Kosten drucken lassen, und sie an seine Freunde vertheilt. Es ist Ballanche. Jünger, wie Chateaubriand, hat er doch ein älteres und weniger rüstiges Aussehen aber vollkommen alle guten

und lieben Eigenschaften, die einen Franzosen des ancien régime angenehm und werth machen konnten. Er ist freundlich und dienstfertig denen, die er liebt, treu ergeben, und kaum auf einen Tag, wenn es nur angeht, von ihnen getrennt. In seinen geschichtlichen Ansichten kommen erstaunenswürdig tiefe Blicke zum Vorschein, aber sie wachsen auf einem ganz eigenthümlichen, und von allen andern Philosophen getrennten Boden. Idyllische Geschichten, wie bei unserm Geßner, Ossianische Nebelgestalten, bilden den Hintergrund, auf dem sich alsdann die Formel für den Orient, und für das römische Abendland erbaut; aus der leichten Vorerzählung wird wie bei Plato auf das Tiefste hingeleitet, und dann nimmt sich der Theosoph wieder in seinen leichteren Anfang zurück. Bisweilen hat er, wie Hegel, das Eigentliche gesagt, gleichsam durch eine innere Anschauung dazu geführt, aber er ist abstracter und zieht sich öfter und mehr in das Gehäuse der Formel zurück. Deswegen fängt erst jetzt die französische Jugend an, ihn nach und nach zu verstehen. Früher blos dem Kundigen offen, wird er bald dazu kommen, ein Schriftsteller der Nation zu seyn, und seine Darstellung wird dem schwierigen Gedanken die Porten des Verständnisses öffnen. Die leichten Waffen der Conversation kann Ballanche nicht wie die schweren der Geschichtsergründung führen; nur selten erregt er durch eine caustische Bemerkung, oder durch eine wohlangebrachte Satyre, die Aufmerksamkeit seiner Umgebung. Er sieht meist immer wie ein Aufnehmender aus, der gleich beim Hören damit beschäftigt ist, die Spreu von den Goldkörnern zu scheiden, die ihm gereicht werden, und nur eine Geschichte vergangener Zeiten bewegt sich in seinem Munde, wie ein Zaubernektar in einem vergüldeten Gefäße.

Ein Mann tritt ins Zimmer und grüßt die

Dame vom Hause und die beiden Gegenwärtigen, die wir genannt haben. Er ist ziemlich groß gewachsen und hat das Ansehen eines Cavallerieoffiziers. Die Gelegenheit, das Wort zu ergreifen, wird nicht, wie bei Chateaubriand und Ballanche erst erwartet: sie ist gekommen, weil er da ist. Von den Nichtswürdigkeiten des heutigen Theaters, von Robert Macaire anfangend, geht er zu dem Charakter der gegenwärtigen Zeit über: er meint, eine Philosophie sey vor Allem in Frankreich nothwendig, um neuen und weitern Stoff für die Weltgeschichte zu liefern; nur müsse man nicht den Eklekticismus des Herrn Victor Cousin als eine solche betrachten, da der Urheber sie selbst wie eine Nothtreppe abgebrochen habe, nachdem sie ihn in die von ihm auserjehnte Pairskammer geführt hätte. Jetzt sitze Herr Cousin, wie ein Taschenspieler, im warmen Stübchen, und lache, wenn er allein sey, über den schönen Hocus Pocus, der ihn zum reichen Mann gemacht habe, und sinne auf andere Späße ähnlicher Art. Aber Herr Lerminier, und wer wird nicht wissen, daß wir von Herrn Lerminier sprechen, bleibt nicht lange bei seinem philosophischen Gegner stehen: er kommt von der Philosophie auf den Staat, und mit demselben Gleichmuth und derselben Geläufigkeit greift er das Preßgesetz und die veränderte Geschwornenabstimmung an. Er ist ein gefährlicher Gegner: denn er hat Geistesgegenwart und Redefülle: seine Gedankensätze schwellen an und bäumen sich, und werden dann wieder von dem Sprecher, wie es sich geziemt, gebändigt, und im Zaum gehalten. Wenn er in die Deputirtenkammer käme, und er sinnt darauf, hineinzukommen, so dürfte er durch manche Gaben einen großen Eindruck hervorbringen. Gesellte sich zur Fülle der Abstraction nun auch die Kenntniß der Einzelheit, zum Donner der Stimme auch die

sanfte Suada, zur Philosophie auch das Philosophem, so könnten wir einen Nacheiferer des Mirabeau haben, dem nur der Hintergrund der guten alten Zeit, das anziehende Unglück, ein durchschwärmtes Leben und die Abenteuerlichkeit der Schicksale abgehen möchten.

Ihm gegenüber hat ein junger Mann von kränklichem Ansehen und blasser Gesichtsfarbe Platz genommen. Man beweist ihm die vollste Aufmerksamkeit und eine zarte Rücksicht. Er spricht in einer sich nicht hervordrängenden Weise von England und Amerika: nicht wie Jemand, der diese Stoffe gemacht hat, sondern wie Einer, der sie zu erforschen suchte. In seinem Betragen gefällt die Artigkeit und Freundlichkeit, die der jüngeren französischen Generation weniger, wie der älteren eigenthümlich sind. Wer ist der junge Mann? fragte ich meinen Begleiter, denn er war mir gleich als bedeutend aufgefallen. Es ist Herr von Toqueville, antwortete dieser, der neuerdings das ausgezeichnete Buch über die Demokratie in den vereinigten Staaten von Nordamerika geschrieben hat. Dieses Buch hat ein eigenes Schicksal gehabt. Es hat allen Parteien zu gleicher Zeit gefallen, und die Liberalen wie die Carlisten erheben es, ohne daß deswegen das juste milieu widerspricht. Wie es wenig Franzosen gibt, die einen so scharfen Geist ächter Beobachtung besitzen, als dieser junge Mann, so haben auch wenige Zeitgenossen sich einer solchen Aufnahme erfreuen dürfen. Er wird vergöttert und angebetet, alle Kreise wünschen ihn zu besitzen, denn wenn er auch einer altdynastischen Familie angehört, so hat er doch ächte und wahre Freiheitsliebe, und dem Einen genügt seine Geburt, dem Andern seine geistige Errungenschaft. Sein Reisegefährte, Herr Beaumont, ist vollkommen durch ihn verdrangt worden, und der amerikanische Roman ist durch

und durch genöthigt gewesen, vor dem Beobachtungsbuche die Segel zu streichen. Ich freute mich, Herrn von Toqueville schon vor Tische gesehen zu haben, denn ich war denselben Mittag auf ihn gebeten worden, und fand auch späterhin Alles bestätigt, was mir mein Freund gemeldet hatte.

Die Thüre ging nunmehr auf und einer der längsten Männer, die ich jemals gesehen hatte, trat herein. Er litt an den Augen, und ein Anwesender stand auf, um ihm einen Platz zu suchen, der seine Leiden weniger schärfe. Beim sich Niedersetzen operirte der lange Mann mit seinen Beinen dergestalt, daß man ihn sitzend nicht für so groß gehalten hätte. Er war einer der Bibliothekare des Königs, der ein höchst brauchbares Handbuch für Reisende in Italien geschrieben hatte, nämlich Herr Valerys. Er hatte anmuthige und spaßhafte Geschichten zu erzählen, wußte in manchen Dingen Bescheid, und schien überhaupt einer der täglichen Gäste zu seyn, die dem Kreise wesentlich angehörten.

Einer der spätesten war ein junger Mann, dessen erster Anblick gleich zu zeigen schien, daß es ein philosophirender Poet sey. Was er sagte, erhob sich über den Kreis gemeiner Anschauung: seine Aeußerungen waren gewagt, aber sie hatten eine gewisse Substanz, und seine sprudelnde Ideenromantik erinnerte an eine Verwandtschaft mit deutscher Bildung. In der That war er derselben theilhaftig geworden, und hatte sich eine Zeit lang mit Heidelberger Marke ernährt. Freudig begrüßte ich meinen Commilitonen, und das Angedenken an Thibaut, Daub und Creuzer sollte, sonderbar genug, in einem französischen Salon erweckt werden. Der neu gewonnene Freund war Herr Edgar Quinet, ein junger überbegabter Mann, mit reichwogenden Gedanken, die nur noch im Begriff waren, das Bett zu suchen, in welches sie sich niederlassen

dürften. Er hatte damit begonnen, die Herderschen Ideen den Franzosen zu übersetzen, hatte dann im Ahasverus einen noch nicht genug begränzten Ausdruck seiner Anschauungen gefunden, und so eben trat er mit einem großen Gedichte, Napoleon, hervor, in welchem Helden er die ganze Zeit, die Vergangenheit nnd Gegenwart, so wie die Erwartung der Zukunft darzustellen sucht. Wir sprachen alsdann viel von seinem Helden, der mir nicht minder, als das schaffende Princip der gegenwärtigen Welt erscheint, und wie Alles bei den Franzosen sogleich mächtig zur Heutigkeit hinzieht, so kamen wir denn auch bald auf den vor uns liegenden Zustand. Quinet hatte hier einen eigenen und originellen Gedanken. Alle Schwankung und Unsicherheit in seinem Volke, den Wechsel, der in allen Verhältnissen sich kund gibt, will er von der Invasion der fremden Truppen herleiten, die eine Zerrissenheit des Bewußtseyns hervorgerufen habe, aus der man sich noch nicht wieder zur Verständigung und Einigung habe zusammenfassen können. Erst wenn die moralische Nachdröhnung dieser Zeit vorüber wäre, dürfte man auf Eigenes und Beständiges gefaßt seyn.

Aber fehlt es denn dem sich um Madame Recamier versammelnden Kreise ganz an weiblichen Gestalten? Das auf demselben Flure mit Madame Recamier wohnende Fräulein Clarke erscheint bisweilen. Es ist eine Engländerin, die aber schon seit langen Jahren mit ihrer bejahrten Mutter in Paris wohnt. Mit bewundernswürdiger Leichtigkeit handhabt sie die französische Sprache, und sie ist gewiß eine der Wenigen ihrer Nation, die man geneigt wäre, für eine Französin zu halten. Die politischen Gesinnungen der Miß und ihrer Mutter sind sich entgegengesetzt. Während die erstere sich einer aus wenigen bestehenden Aristokratie erfreuen möchte, ist die

Mutter mehr zu radicalen Aenderungen hingeneigt. Doch führt selten bei Engländern eine politische Verschiedenheit zu geselliger Entzweiung, und noch seltener werden die Bande des Blutes dadurch loser. Der sich am andern Ende des Stockwerks um Miß Clarke sammelnde Kreis besteht zum Theil auch aus solchen, die die Gesellschaft der Madame Recamier besuchen.

Sehr oft wechseln die im Salon der Madame Recamier erscheinenden Personen. Nur Chateaubriand, Ballanche und vielleicht auch Herr Valerys bilden die Seite der Stetigkeit.

Wollen Sie Herrn St. Beuve sehen, der seiner früheren überdemokratischen Romantik Zügel angelegt, und sie in das Joch der Anerkennung des juste milieu gefügt hat, Herrn Präsidenten Pasquier, der in seiner ernsten Juristenmiene die Sorge um den Fieschischen und Aprilproceß trägt; Herrn Fauriel, den meine liebste Freundin den deutschesten der Franzosen nennt, Herrn Guizard, welcher zur rechten Mitte der öffentlichen Arbeiten gehört, Herrn von Kergorlay, den freisinnigen, vielfach umsichtigen Neffen des hartnäckigen Carlistenpairs; die beiden Amperes, beide Mitglieder des Instituts, Beide am College de France, und Beide berühmt; den Russen, Herrn Turgueneff, dem bisweilen die Erlaubniß zu Theil wird, seinen verbannten Bruder in Paris sehen zu dürfen; nun so suchen Sie um die Erlaubniß nach, Madame Recamier Ihre Aufwartung machen zu können. Es schlägt drei Viertel auf Sechs, und die Gesellschaft hat sich plötzlich verloren. Jeder geht in seinen vielleicht ganz verschiedenen und abweichenden Kreis, in seine Restauration, oder zu einem Freunde, der ihn geladen hat: aber die Eindrücke, welche die gesellige Zusammenkunft bald reicher, bald dürftiger hervorbringt, die Anziehungspunkte, die man gefunden hat, geben Kraft

und Muth zu gestählter Thätigkeit, und gehört Jemand einmal zu den Eingesessenen dieser Gesellschaft, so wird er schwer dazu kommen, sich wieder loszureißen.

Dies führt uns schließlich zu den Vorzügen, welche die französische Geselligkeit darbietet. Bei keinem Volke der Erde ist wie bei den Franzosen das Wesen derselben die Gleichheit derer, welche sich sehen. Die Unterschiede des Standes, der zufälligen Prärogativen, der Geburt, des Reichthums, sind in jedem Salon von vorn herein ausgelöscht; bei den Ministern, wie bei Privaten, bewegt man sich mit jener Leichtigkeit, die durch das Gefühl erzeugt wird, daß man ein Mensch sey, und daß diese Qualität durch nichts, was noch dazu tritt, aufgewogen werden würde. In keiner Gesellschaft herrscht ein übermäßiger Respect vor der Stellung eines Anwesenden; man hat sich selbst durch Verstand, Geist und Wendungsfähigkeit eine bleibende Achtung zu sichern. Ist aber Gleichheit das Fundamentalgesetz der Gesellschaft, so bedarf diese, um zu bestehen, auch nur ihrer selbst. In Deutschland wird noch immer Etwas außer dem Zusammenseyn gefordert, damit man zusammenkomme. Man will essen und trinken, lange bei Tische sitzen, man braucht Spielkarten und Musik, wenn man es aushalten soll. Wirth und Gäste rücken sich wie Potentaten entgegen, beobachten sich, und man macht wechselweise aneinander Ansprüche. In England gibt es eigentlich gar keine Geselligkeit. Es kommen mehr Einladungen vor, als irgendwo, aber außer denselben ist nichts, als der baare, enge und langweilige Familienkreis. Jedes Haus muß besonders, wie eine Festung, erobert werden, aber wenn es capitulirt hat, könnt ihr euch auf dasselbe verlassen. Wagt es aber auch hier einmal, euch bei der Familie ansagen zu lassen, wenn sie unvorbe-

reitet am Kaminfeuer sitzt, und wenn ihr jemals sonderbare Gesichter sehen wollet, so werdet ihr sie hier findeu. In Italien gibt es nicht allein keine Geselligkeit, sondern auch keine Gesellschaft. Die Familien sind außerhalb, im Kaffeehaus oder auf der Straße. Seid ihr recht warm empfohlen, nun, so wird euch ein Platz in der Loge, oder, wenn es hoch kommt, eine Stelle im Wagen zu Theil, damit ihr den einförmigen Spaziergang auf dem Corso mitmachen dürfet. Das geistreichste, lebendigste und genialste Volk muß, so will es leider das Gesetz der Geschichte, seine Thüren den Fremden verschließen, die Gastfreundschaft verlangen.

Die Geselligkeit, welche die reine Geselligkeit, die Gesellschaft, welche die reine Gesellschaft ist, bleibt somit lediglich in Frankreich zu Haus. Hier ist sie mit sich selber eins, gleich, leicht sich findend, wendend und wiederfindend, ohne Ansprüche und Drangsal, ohne Kosten und Verderben, eine Tochter des Gottes, der den Menschen zu seinem Ebenbild erschaffen, damit er in Jedem auch den göttlichen Ursprung erkenne.

An Rahel.

Von

Friedrich Gentz.

Wien, den 21. Januar 1831.

Ich wundere mich gar nicht, meine vortreffliche Freundin, wenn Sie mein langes Stillschweigen nicht bloß unbegreiflich, sondern strafbar gefunden

haben, und die wenigen, aber harten Worte, die Sie in einem Briefe an Fanny darüber aussprachen, fielen auf ein wundes Gewissen. An meiner Rechtfertigung, in so fern sie möglich ist, liegt mir weit weniger, als daran, daß Sie nicht etwa in einer bösen Stunde die Erklärung dieses Stillschweigens in Gründen suchen, die ich nicht dringend, nicht ungestüm genug zurückweisen kann. Es war nicht Nachläßigkeit, nicht Gleichgültigkeit, nicht Mangel an Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten; ich hätte oft für ein gründliches Gespräch mit Ihnen sehr viel gegeben. Die herrlichen Briefe, die Sie mir während Fanny's Anwesenheit in Berlin geschrieben haben, Ihre ausgezeichnete Güte für meine Freundin, Ihre Zufriedenheit mit ihr, und so manche geistreiche Aeußerung über das Verhältniß hatten mich Ihnen so nahe gerückt, als wären wir nie getrennt gewesen. Auch ist kein Tag vergangen, wo ich Ihrer nicht gedacht, nicht mit Fanny von Ihnen geredet hätte. Und dennoch — das Geständniß muß heraus — fehlte mir Lust und Muth, an Sie zu schreiben. Wenn Sie nicht schon errathen haben, wie dies zuging, so sollen Sie es in kurzen Worten hier lesen.

Ich befinde mich seit einigen Monaten — bei, Gott Lob! noch fortbestehendem körperlichem Wohlsein — im Zustand einer wirklichen Gemüthskrankheit, die empfindliche Fortschritte in mir macht. Die Hauptelemente dieses Zustandes sind: stets erneuerte Unruhe und tiefer Gram über die Begebenheiten, die uns immer mehr und mehr in die Enge treiben, — das bittre Bewußtsein, daß ich Nichts dabei wirken kann, daß ich der neuen Gestaltung der Dinge täglich fremder werde, daß meine Rolle ausgespielt uud die Frucht vierzigjähriger Arbeit wie verloren ist, — mannigfaltige Sorgen, unersetzliche Verluste in meinen Einnah-

men, durch die politische Katastrophen herbeigeführt, — meine Stellung in der Gesellschaft, die ich durch einige Jahre zu viel kultivirt habe und von der ich mich jetzt, da sie mir zum Ekel geworden ist und mich überdies in dem einzigen Genusse, an dem ich noch hänge, stört, nicht loszumachen weiß, — Unzufriedenheit mit mir selbst und der Welt, — das Gefühl zunehmenden Alters und die, Ihnen bekannte, Furcht vor dem Tode — sind das Krankheitsstoffe genug?

Ich habe mich lange geschämt, mit einem solchen Bekenntniß gegen Sie herauszurücken, und da ich Sie doch zu sehr achte und liebe, um mit Ihnen nicht durchaus wahr zu sein, so blieb mir Nichts übrig, als zu schweigen. Es war vielleicht ein arger Mißgriff, daß ich mich dazu entschloß. Ich beraubte mich dadurch der Wohlthat Ihrer Briefe, die meine jetzige Entmuthigung, wenn auch nicht ganz gehoben, doch gemildert haben würden. Denn Ihre Worte haben jederzeit großes Gewicht bei mir, und da mein Kopf immer noch zu gutem Rath und freundlichem Zuspruch zugänglich ist, so hätten Sie durch diesen auf mich wirken können.

Lektüre und Studium bieten mir keine Ressource mehr dar; theils halten mich die kurrenten Geschäfte, die einen großen Theil meiner Zeit anfüllen, so wenig Freude ich auch daran finde, davon ab; theils halte ich es nicht mehr der Mühe werth, etwas Positives zu lernen, da es nichts Festes mehr giebt und ich rings um mich her nichts mehr erblicke, als, wie Werther sagt, „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer."

Spekulative Meditationen aber selbst die beste Poesie, ziehen mich bloß in melancholische Grillen und würden mich zuletzt um das bischen Verstand bringen, das mir in meinem großen Banke-

rott noch geblieben ist. Der Umgang mit Fanny und ihr unvergleichliches Benehmen gegen mich sind jetzt in der That die einzigen hellen Punkte meines Lebens. Doch vermag selbst das zarte und glückliche Verhältniß mich nicht bleibend zu erheitern. Es giebt Stunden, wo ich selbst bei ihr die traurige Erfahrung mache, die Einer der größten (und mir von jeher gefährlichsten) Dichter der Vorzeit so treffend schildert. Ich muß Ihnen die Stelle der Uebersetzung mittheilen:

Es steigt aus dem Quell des Vergnügens ein bittrer Geschmack herauf, der unter den Blumen uns ängstigt. —

Wenn es so weit gekommen ist, hat man wohl Ursache zu klagen. Doch weihe ich Fanny so wenig, als möglich, in die Geheimnisse meines Kummers ein. Je reiner und unbefangener sie bleibt, desto sicherer finde ich bei ihr die Ableitung und Erholung, ohne welche ich in Kurzem zu Grunde gehen würde. Ihnen hingegen und Ihrem hellen Kopfe und Ihrer starken Seele gegenüber spreche ich frei heraus; Sie mögen mich nun tadeln oder trösten, ich kann nur dabei gewinnen.

Es wird Ihnen schwerlich entgehen, daß mein heutiger Brief mit den weit muthigern und lebensfrohen, die ich Ihnen von Preßburg aus schrieb, sonderbar kontrastirt. Aber die Vorfälle, die uns am meisten beunruhigen, und die Schläge, die mich am härtesten treffen, erfolgten auch erst seit dem Ende des November.

Ich suche Hülfe bei Ihnen und suche sie gewiß nicht umsonst. Sie sind ein Arzt, wie es wenige giebt. Reden Sie zu mir, schelten Sie mich, schmeicheln Sie mir, wählen Sie jede Kurmethode, die Ihnen zuträglich dünkt. Ich will Ihr. Schriftzüge sehn, ich will von Ihnen hören, daß Sie mir noch gut sind, daß Sie sich mit meiner Krankheit beschäftigen, daß Sie nicht an mir

verzweifeln. Reichen Sie mir diese Arznei recht bald und rechnen Sie auf die innigste Dankbarkeit ihres alten treuen Freundes.

Aus Napoleon.

Von

Grabbe *).

Fünfte Scene des 4. Aufzuges.

(Gegend des preußischen Feldlagers. Abenddämmerung. Ein Bataillon freiwilliger Jäger in Reih und Glied.)

Der Major. Es fehlt Niemand — Büchsen ab — Aus dem Glied getreten und an den Wachtfeuern ausgeruht, bis das Flügelhorn ruft.

Erster Jäger. Herr Major, setzen Sie sich in den Kreis, der sich um dieses Wachtfeuer lagert. Er enthält Ihre besten Bekannten.

Major. Gern, Brüder, deren Major zu seyn, mir die höchste Ehre ist. — Wann auch wohl säh' man sich so gern bei dem Schein der geselligen Flamme noch einmal gegenseitig in das befreundete, lebensfrische Antlitz, als am Vorabend der Schlacht? (Major und sechs Jäger setzen sich um das Feuer.)

Vierter Jäger. Freunde, denken wir unserer Lieben — Wie mancher zärtliche besorgte

---

*) Napolen. Drama von Grabbe. Frankfurt, Hermannsche Buchhandlung. 1831.

Blick von Müttern, Schwestern, Bräuten richtet sich hierher.

Major. Mit ihnen das Auge des König.

Dritter Jäger. So umwölke der Himmel seine Sterne noch dichter als er schon thut, — uns leuchten bessere Sonnen als er besitzt.

Erster Jäger. Große Augenblicke erwecken große Erinnerungen: es war doch eine wundervolle, Alles entflammende Zeit, als wir im Februar 1813 den Aufruf des Königs vernahmen und sofort Breslaus Straßen zu eng wurden für unsere bis zum Tode für das Vaterland begeisterten Schaaren, — als wir dann in den furchtbaren Schlachten von Lützen und Bautzen zurückgedrängt, aber nicht besiegt, sondern immer kühner, immer stolzer wurden, als selbst Rußlands Kaiser mit seinen Veteranen von Eylau und Borodin, denen wir die Ehre des Vorkampfes nicht gönnten, uns als staunende Zuschauer ihr bewunderndes Hurrah zurufen mußten — Welchen Klang hatten da alle großen Worte!

Zweiter Jäger. Ja, das ganze Heer war wie electrisch, — Berliner und Schlesier, Pommer und Märker, alle Eine freudige, aber übergewaltige Gluth, so wie es hieß „auf den Feind!" — Jetzt ist's ziemlich anders: die Feigheit unserer Diplomaten ließ auf Wiens Congresse sich die Früchte unserer Tapferkeit rauben. Hielt man den Congreß im Feldlager der siegenden Nationen, so möchte für die Souverainität Kniphausens und für Aufbewahrung manches anderen Zeugs nicht so außerordentlich besser gesorgt seyn, als für das Interesse Europas, und insbesondere Preußens. Wir Preußen opferten das Meiste, den größern Lohn erhielten die Andern.

Major. Was bedeutet der Quadratmeilengewinn gegen die Sternenkrone, die das dreimal erneuerte, aber dreimal wieder mit ihr geschmückte Preußenheer der beiden vergangenen Jahre um-

flicht? Die Lappen von Ländereien, welche Oesterreich, Rußland, England und Holland sich anflickten, fallen einstens doch ab, aber wahrlich die blutrothen Arcture der Schlachten, in denen wir vor allen die Kette des Weltherrschers zerreißen halfen, funkeln noch nach Jahrhunderten vom Himmel, und zeigen, wenn Preußen längst untergegangen, den spätesten Geschlechtern die Stellen, wo es prangte.

Sechster Jäger. Das, Herr Major, hilft alles nichts gegen den Spruch „besser ist besser", und besser war es, wenn Preußen, wenn Deutschland sich mehr consolidirten.

Fünfter Jäger. Alter Bruder Studio, ich sag's auch: Ruhm ist gut, ein fideler Bursch ist auch gut, aber ein rundes Stück Land hält den Ruhm, ein rundes Stück Geld den Burschen am besten zusammen.

Zweiter Jäger. Denken Sie an sich selbst, Herr Major — Goldnere Träume als die jetzigen, umglänzten uns, als wir mit hochschlagender, in der Hitze der Schlacht entblößter Brust, durch die Gärten von Leipzig dem Feinde in die Flanken drängten — Preußens Hoheit, der Kaiserthron Deutschlands, dem sie als schützender Cherub zur Seite stand, warfen ihre Stralen mitten durch den Qualm der Geschütze. Der Rhein war wieder frei und deutsch, wie er geboren, in der Mosel und der Maas spiegelten sich nur deutsche Gauen, — das schöne Elsaß, das freundliche Lothringen, das herrliche Burgund mit seinen sonne- und weinglühenden Gebirgen, — wie grüßten wir sie schon als zurückgewonnene Glieder deutscher Genossenschaft! — Und dermalen.

Major. Unser König ist nicht Schuld, ward nicht alles, wie wir wollten. Er wollte wie wir.

Fünfter Jäger. Er hätte seinen Willen nur durchsetzen und den Augenblick ergreifen sol-

len — nichts in der Welt konnte ihn damals hindern, und hätt' er auch die vom sonst so bedenklichen Oesterreich so leichthin aufgegebene römisch-deutsche Krone als ein herrenlos gewordenes Gut in Besitz genommen und sich auf das Haupt gedrückt.

Dritter Jäger. Er konnt' es wagen, — wir wären gern für ihn gefallen, und Hunderttausende mit uns.

Major. Wer fiele nicht gern für einen Herrscher, so ritterlich, gerecht und edel als Er?

Sechster Jäger. Ja, Napoleon ist auch groß, ist riesengroß', — aber er ist es nur für sich, und ist darum der Feind des übrigen Menschengeschlechtes, — unser König ist es für Alle.

Major. Marketenderin! (Marketenderin kommt.) Führst du einige Flaschen erträglichen Weines? — Guten hast du nicht, und kannst ihn auch im Felde nicht haben.

Marketenderin. Herr Major, ich hole Ihnen doch vier bis fünf sehr gute Flaschen. (Sie geht.)

Major. Kinder, noch einmal wechselseitig die Hand — Männerfreundschaft in der Lust wie in dem Kampf — Es gibt nichts Höheres. — Da — da — Ihr haltet Thränen zurück — Laßt sie rinnen — sie fließen edlen Abschiedsgefühlen, — wer sich deren schämt, wer die nicht besitzt, hat sie aus der Brust verbannt, weil er sich davor fürchtet.

Zweiter Jäger. So kalt der Regen zu tröpfeln beginnt, so rauh der Wind weht, so nahe der corsische Löwe liegt und vermuthlich schon auf den Hinterfüßen steht, und die Vordertatzen nach uns ausreckt — wahrhaftig, mir ist's hier wohler um das Herz, als wenn ich in der gut geheizten Stube am Theetisch sitze, daselbst Geschwätz vernehme, was die Secunde darauf vergessen ist, oder gar selbstgefällige belletristische Vorlesungen

anhöre, bei denen ich mein Aufgähnen in Bewunderungsausrufungen verstecken muß.

Fünfter Jäger. Ueberleb' ich diesen Feldzug, so wird mir das Andenken an euch manche flaue Theevisite, in der ich sonst nichts gefühlt hätte, sehr heiß machen.

Major. Was bloß Theevisiten! Nicht nur bei ihnen, — auch in Sturm und Noth, unter Kanonenkugeln und unter Friedenssonnen, vor dem Trauungsaltar und vor dem Grabeshügel, brenne in unseren Brüsten im ersten Glanze stets der Name eines Jeden von uns — Seht, die Marketenderin hat den Wein gebracht, und er ist unendlich trefflicher als ich vermuthete — das Weib ist eine brave Seele, sie kennt unsere Art, und hat für einen Augenblick, wie den gegenwärtigen, trefflichen Hochheimer aus dem Mutterfäßchen aufgespart. — Angestoßen.

Zweiter Jäger. Zuerst denn:

„die Todten sollen leben,“

und über alle hinaus die auf den Schlachtfeldern von 1813 und 1814 hingesunkenen vaterländischen Helden!

Major. „Die Todten sollen leben,“ und mit ihnen der, welcher es schrieb: der erhabene, wetterleuchtende Schiller!

Alle. Schiller hoch!

Fünfter Jäger. Schillers Jünger nicht vergessen, der gerade durch seinen Tod bewies, daß er ihm nicht nachklimperte, sondern nachfühlte.

Major. Theodor Körner, hoch trotz seiner ofenhockerischen Recensenten!

Erster Jäger. Wie wär' es, wir sängen seine wilde Jagd?

Major. Ein herrlicher Einfall — Die Hornmusik des Bataillons begleite uns! (Die Hornisten des Bataillons treten herbei.) Angefangen!

Major und Jäger. (singen unter Begleitung der Hörner:)

„Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher erbrausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegne Jagd!"

Vierter Jäger. Wer ließe sich nicht gern von Kartätschen zerschmettern bei diesem Liede und seiner Musik?

Major und Jäger.

„Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt
Das Hurrah jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd."

„Wa die Reben dort glühen, da braußt der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte,
Da nah't er schnell mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,
Und springt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd."

„Was braußt dort im Thale die laute Schlacht
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd."

Blücher. (kommt zu Fuß von einigen Adjutanten begleitet) Recht, Kinder — ihr haltet mit eurem Singen und Musiciren das Lager wacher, als ich mit zwanzig Tags- und Nachtsbefehlen.

Der Major und die Jäger. (springen auf) Der Feldmarschall hoch, und noch einmal und einmal und tausendmal hoch! (Tusch der Hörner.)

Blücher. Danke, danke, — ich bitte, hört nur wieder auf, — still die Hörner, — es ist genug.

Der Major. Ich muß gestehn, Feldherr, wir haben eben bei unseren Toasten an alle Welt gedacht, und Sie, das uns Nächste, Liebste vergessen.

Blücher. Major, das nehm' ich nicht übel. Man sucht zuerst das, was man nicht bei der Hand hat. — Bursche, bleibt morgen so lustig wie heute. (Ein preußischer Unterofficier und mehrere Gemeine treten auf mit dem General Grafen Bourmont und einem Adjutanten desselben.)

Der Unterofficier. Herr Feldmarschall —

Blücher. Was bringst du?

Unterofficier. Zwei Franzosen.

Blücher. Weiter nichts? (Er blickt seitwärts über die Achseln nach Bourmont und dessen Adjutanten. Dann zu den Jägern:) Man wird finster, wird man in eurer heiteren Gesellschaft durch solchen Anblick gestört. (Zu Bourmont.) Wer sind Sie und Ihr Nebenmann?

Bourmont. Er ist mein Adjutant, und ich, Herr Feldmarschall, erscheine hier freiwillig, und bin Graf Bourmont, General im sogenannten kaiserlichen Heere —

Blücher. Dennoch nunmehr ein Ueberläufer aus demselbigen Heere?

Bourm. Ich werde Ihnen alle Operationspläne Bonapartes entdecken.

Blücher. Französische Entdeckungen mag ich nicht, — überdem sehen Sie gerade nicht darnach

aus, als hätt' er Ihnen viel von seinen Operationen zum Besten gegeben.

Bourm. Solchen Empfang hätten treue Diener König Ludwigs des Achtzehnten, für den auch Sie kämpfen, für den auch wir mit Ihnen und Ihren Truppen streiten wollen, nicht erwartet.

Blücher. Kennen Sie Deutschland?

Bourm. Ich habe Achtung für die lobenswürdige, loyale Nation, welche es bewohnt.

Blücher. So wissen Sie denn, Herr Graf, wenn wir kämpfen, so kämpfen wir just für dieses Land mit der von Ihnen geachteten, lobenswerthen loyalen Nation, — unser Blut opfern wir, daß nicht abermals ein Tyrann, wie Bonaparte es ist, von seinen Bivouacs aus uns und die Welt wie Negersclaven commandirt, — aber Gott soll uns behüten, daß wir für Ihren Sire Louis dix huit, den ich, als er emigrirt war, in Hamm sammt seinen Maitressen, recht gut kennen und schätzen lernte, nur an ein Degengehenk faßten, — unsrethalben mag er auf Frankreichs Thron oder auf seinem N — — sitzen, Kirschen oder Rostbeef essen, — abscheulich, wenn das Blut, welches wir verlieren, bloß für Herrn Ludwig den Achtzehnten hingeströmt seyn sollte.

Bourm. Ich ersuche, mich sofort in das englische Lager bringen zu lassen, Herr Blücher.

Blücher. Ich heiße Blücher, Fürst von Wahlstadt, bin königlich = preußischer Feldmarschall, dutze mich gern mit jedem braven deutschen Füselier, aber mit Ihnen und Ihres Gleichen nicht, — verlange daher von Ihnen die geziemende Titulatur oder es —

Bourm. Eure Durchlaucht, es war verzeihliche Unvorsicht, wenn ich —

Blücher. Schon gut. Machen Sie Ihre Unvorsichtigkeit durch einen Schwanz von Entschuldigungen nur nicht länger. (Zu dem Unterof-

ficier und dessen Soldaten.) Schafft den Herrn mit seinem Begleiter zu den Engländern, und meldet dem Wellington dabei, es wäre mir eins, ob er sie zu König Ludwig schickte, oder sie festhielte, — aber weder er noch ich dürften Ueberläufern trauen.

Bourm. Ha!

Blücher. Pah! (Zu den Jägern:) Kinder singt wieder darauf los! (Bourmont und sein Adjutant werden fortgeführt, — Blücher mit seiner Begleitung ab.)

Dritter Jäger. Wetter, der Feldmarschall ist ein Mann von Schrot und Korn. Wie schrumpften die beiden Franzosen zusammen, als er mit dem Fürsten Wahlstadt herausrückte.

Sechster Jäger. Ja, und er ist darum so tüchtig, weil seine Nase im Feuer der Schlacht nicht weiß wird, — weil er immer grade aus sieht, wo andere links und rechts die Augen verdrehen, — weil er dem Napoleon ohne Furcht auf den Leib geht, und dabei denkt: „hab' ich dich, pack' ich dich," — weil er die Franzosen so offenbar haßt, als er die Deutschen liebt, — und kurz und wahr: Blücher ist ein rascher Mann, der mehr als ein Anderer 1813 und 1814 dem Corsen das Genick brach, weil er so ehrlich und kühn in die Welt sah, wie der Corse verschmitzt und verwegen.

Vierte Scene des 3. Aufzuges.

(Die Höhen von Mont Saint Jean. Auf ihnen Wellingtons Heer. Im Vor= u. Mittelgrunde die Infanterie in Quarrées, — zwischen diesen die Artillerie, ununterbrochen feuernd, — im Hintergrunde, welcher von dem Walde von Soignies umgränzt wird, die Reiterei und die

Reserven. Französische Kanonenkugeln schmettern überall in die Heerhaufen.)

(Wellington mit seinem Generalstabe, neben ihm General Lord Somerset.)

Lord Somerset. Ich beschwöre dich, Herzog, laß uns nicht weiter hier müssig stehen, und die braven Leute, ohne daß sie einen Finger an den Hahn der Flinte legen dürfen, hinschmettern von den Geschützen des Corsen.

Herzog von Wellington. Unsere Kanoniere sind nicht müssig.

Som. Aber alle andern Truppen sind's, — laß sie endlich die Bayonette fällen, die Säbel ziehen, und den gallischen Hähnen entgegenstürmen.

Well. Unmöglich — Europa's, ja, des Erdkreises Schicksal schwebt in dieser Stunde auf dem Spiel — wir dürfen nicht eher wagen, bis wir des Erfolges gewiß sind, und ich fürchte, wenn Blücher nicht bald kommt, haben wir mit Ihm bei Caillou schon sehr viel gewagt.

Som. O träf' ihn doch eine, eine von hunderttausend Kugeln, die dahin fliegen — — Herzog, sollen denn diese Höhen die riesenhafte Schlachtbank werden, auf welcher Altengland sich opfert für die undankbare Welt?

Well. Wenn es zum Aeußersten kommt — ja.

Som. O schau' dort — wieder eine ganze Reihe der braven Bergschotten hinsinkend wie Aehren vor der Sichel — — Und hier — das erste Glied des Leibregiments ebenso — Das zweite marschirt lächelnd ein, Milch und Blut auf den Wangen, die frischeste Jugend, die jemals im heitern England schimmerte — ha, und da winseln sie auch schon im Staube — — Mutterherzen, Mutterherzen, wie wird's euch zerreißen, — mein Herz ist schon zu Trümmer!

Well. Und zertrümmert das Gehirn dazu — wir müssen ausharren bis die Hülfe naht.

Adjutanten (heransprengend). Die Franzosen nahmen Belle Alliance und drängen auf der Chaussée hieher vor.

Well. Kartätschen über die Chaussée! (Englisches Kartätschenfeuer, — auch einmal ein französischer Kanonendonner, der allen frühern Schlachtlärm, so arg er gewesen ist, übertönt. Die Engländer stürzen dichter als zuvor.)

Som. Teufel, — meine Locken — reißt mich nicht mit — Sechs=, Zwölf=, Vierundzwanzig=Pfündner fliegen darüber hin. — — Wie? wird das Höllengetöse, welches uns eben erschütterte, noch ärger?

Well. Es wird's. — Auch ich finde Ihn und seine Mittel und die Art, wie er sie gebraucht, gewaltiger, als ich gedacht. Ich meinte einen etwas besseren General als Massena oder Soult, die wahrlich auch tüchtige Feldherrn sind, in Ihm zu treffen — — Aber da ist gar keine Aehnlichkeit, — wo die aufhören, fängt Er erst an — Doch darum nur so mehr Ruhe und Ausdauer — das Ungeheuere überstürzt am leichtesten — Er läßt uns hier nur die Wahl zwischen Sieg und Tod, — eben darum erringen wir vielleicht den ersteren.

Versprengte englische Dragoner (denen während des folgenden Gesprächs, bis Milhaud erscheint, — in stets dichtern Haufen andere folgen). Hinter unsere Batterien! hinter unsere Batterien!

Well. Flüchtlinge, schämt euch, — haltet — Was gibt's?

Die Dragoner. Bonapartes Kuirassiere in unserem Rücken — Nichts hält ihnen Stand!

Well. Hm, — da schweigen auch seine Kanonen, weil sie sonst in seine eigne jetzt herankommende Cavallerie schießen würden, — recht klar — erst wollt' er unsre Reihen mit Kugeln lüften,

dann mit den Haudegen der Kuirassiere vertilgen — So leicht geht es nicht, mein Herr!

— Die Lücken der Quarrées gefüllt — in die Quarrées Batterien — die Reserven näher gerückt — die vorderste Reihe des Fußvolkes auf die Kniee — die zweite schießt — Bayonette vorgestreckt — die Reiterei fürerst beiseit!

Som. Laß mich an die Spitze meiner Gardecavallerie.

Well. Nein, dazu ist's noch nicht Zeit und die Kuirassiere Milhauds, ungeschwächt, wie sie noch sind, hieltest du doch nicht auf.

Som. Wie? Mit Pferden und Reitern wie die meinigen —

Well. Folge mir in jenes Quarrée — (Mit ihm zu dem Quarrée gehend) Ja, ihr seyd brav — Aber Milhauds Kuirassiere, so schlecht die Menge der französischen Cavallerie seyn mag, sind die Elite der ältesten, fast unter jedem Himmelstrich, gegen jede Nation geprüften Schlachtenreiter — (Sich einen Augenblick umwendend:) Da kommen sie — Betrachte sie — Sind ihre Gesichter nicht gelb und hart wie der Messing ihrer Helme und Sturmketten? Sehen sie nicht aus, als hätten sie unter Spaniens Sonne oder Rußlands Schneegestöber sich Tag für Tag mit Blut abgewaschen?

Milhaud (zu seinen Kuirassierdivisionen) Kameraden, eingehauen! — Ha, welche Wollust, diesen Narren, die ihn nicht einmal kennen wollen, dicht vor ihrer Fronte in die Zähne zu rufen: hoch lebe der Kaiser.

Die Kuirassiere. Hoch lebe der Kaiser!

Milh. Und hoch unsere Schwerter, um so tiefer auf die Lumpen niederzuflammen!

(Die Kuirassiere versuchen einzuhauen, Gewehrsalven empfangen sie. Manche stürzen, aber an den Panzern der Meisten rollen die Flintenkugeln ab.)

Was? Hat uns der Kaiser nicht feste Westen gegeben? — — Und Schade, oder wir finden Schlüssel die Thore dieser Vierecke zu sprengen!

(Mit der linken Hand ein Pistol hervorreißend und es auf einen englischen in Reih' und Glied stehenden Hauptmann anschlagend:) Hauptmann da — wahre deine Epaulette, daß sie nicht schmutzig wird. (Er schießt ihn zu Boden, und sprengt über den Leichnam in das Quarrée:) Hohussa!

Einer der Kuirassiere (mit den übrigen nachsprengend:) Fahne her!

Englischer Fahnenträger. Eher mein Leben!

Kuirassier. So nimm den Tod!

(Haut ihn nieder und nimmt die Fahne. — Die Artillerie des Quarrées schießt mit Kartätschen.)

Milh. Diese Kanonen übergeritten!

(Er stürmt mit den Kuirassieren auf sie ein. Die Kanoniere brennen noch einmal die Geschütze ab und flüchten.)

Ha, unser die Kanonen! — Vernagelt sie!

Mehrere Kuirassiere (springen von den Pferden). Das verstehen wir! Der Teufel selbst soll sie nicht weiter gebrauchen können!

Milh. Vorwärts, vorwärts in und über die anderen Quarrées! Das feindliche Heer aufgerollt vom Aufgang bis zum Niedergang! Der Gott der Siege umathmet unsre Helme!

Well. Lord Somerset, jetzt an die Spitze der Gardecavallerie, und warte meines Wortes.

Som. Endlich — Gott sey gelobt!

Ein englischer Officier. Da haut der Milhaud das vierte Quarrée zusammen!

Well. Diesesmal scheitert er an dem fünften! — Sechzig Reservekanonen herein!

Milh. Vier Quarrées zu Stücken — In das fünfte.

Well. Herr General es öffnet sich von selbst

— (Das Quarrée öffnet sich und sechzig schwere Geschütze desselben geben Feuer.)

Milh. Heiliger Name Gottes — — Vorwärts in diese Höllenküche, und werden wir auch selbst darin gebraten — — Kamerad, wo dein rechter Fuß?

Ein Kuirassier. Mein Fuß? Sacrament, da fliegt er hin, der Deserteur!

Milh. Halte Dich am Sattelknopf, wirst du ohnmächtig — — Nur drauf und dran! — — Nein, es geht nicht — Wir behalten sonst kein ganzes Pferd zum Zurückkommen! — Adieu, meine Herren — wir sprechen uns heute noch einmal, gleich nach dem zweiten Kugelsegen des Kaisers. (Mit den Kuirassieren ab.)

Well. Jetzt Somerset gib ihnen das Geleit!

Som. Den Schurken nach, Cavallerie König Georgs des Dritten! (Ab mit der englischen Gardecavallerie.)

Well. Zwei Adjutanten nach dem linken Flügel — Corke und Clinton sollen Houguemont wieder zu nehmen versuchen — der Feind wird vielleicht durch die Diversion verwirrt. (Zwei Adjutanten eilen fort, — Lord Somerset kommt mit der Gardecavallerie zurück.)

Well. Schon zurück?

Som. Wir haben sie bis unter die Bayonette ihrer Infanterie getrieben — Mancher Kuiraß von Nancy liegt im Koth. — — General Picton ist eben gefallen.

Well. Auch der? — So sehr er mein Freund war, ich kann ihn jetzt nicht betrauern — Es ist keine Zeit dazu, und der Tod würgt heute so allgemein, daß er etwas ganz Gewöhnliches scheint. (Der französische Kanonendonner hebt wieder so furchtbar an, wie kurz vor der Ankunft der Milhaud'schen Kuirassiere.) Ha, von Caillou her zum zweiten Angriff geschossen und gebrüllt! — Seyd gefaßt! Milhaud sprengt bald neugestärkt hieher!

Ein Officier des Generalstabes. Noch ein paar solcher Angriffe, und unsere Armee ist nicht mehr. Wäre kein Rückzug möglich durch den Wald von Soignies?

Well. Mein Herr, ein Rückzug ist doppelt unmöglich. Erstlich erlaubt ihn unsere Ehre nicht, und dann ist die Heerstraße durch den Wald so voll von flüchtigem Gesindel und Fuhrwerk, daß nicht eine Compagnie, geschweige siebenzigtausend Mann darauf zehn Schritte in Ordnung machen können. — O wäre der alte Blücher erst da! — — Was ist die Glocke, Somerset?

Som. Die Glocke von Waterloo schlug eben halb vier.

Well. Dorfthürmchen von Waterloo, du schlugst den Beginn der schwersten, unvergeßlichsten halben Stunde meines Lebens! — Um vier Uhr wollte Blücher im Forst von Frichemont seyn. — — Himmel, wenn er nur nicht — Ordonnanzen nach dem Forst, ob sie nicht endliche eine preußische Landwehrkappe erblicken.

Som. Der zweite feindliche Reiterschwall naht!

Well. Altengland treibe ihn zurück wie den ersten. — Ich setze mich auf diesen Feldstuhl und weiche nicht davon, bis wir gesiegt haben oder eine Kugel mich davon wirft.

Aus der 5. Scene.

Ein Adjutant. Der Fürst von der Moskwa ist über la Haye Sainte hinaus, — da aber wehren sich die Engländer hinter Verhacken wie Rasende, und das Blut fließt in Strömen.

Napoleon. Und wogt es wie Meeresfluth, wenn wir nur siegen! Der Sieg soll des Blutes werth seyn. Der Stern des illegitimen, geächte-

ten Napoleon von 1815 soll den Völkern freundlicher leuchten, als der Komet des Erderoberers von 1811. (Viele Verwundete auf Ambulancen werden vorbei gefahren.) Ihr Armen wißt auch nicht, weßhalb ihr seufzet und stöhnt. — Nach vierzig Jahren commentiren es euch die Gassenlieder!

Adjutanten (heransprengend). Die letzten englischen Reserven rücken in das Feuer.

Napoleon. Milhaud, Drouot und Ney sollen desto heftiger sie angreifen.

Was da links? In der Gegend von Houguemont?

Bertrand. Kanonendonner naht von dort — Prinz Jerome wird bedrängt.

Napoleon. Was bedrängt! — Der Feind ist dort schwach, und neckt ihn eben darum mit Manoeuvers! — Zwei Schwadronen Gardelançiers mir nach! (Er galoppirt in Begleitung zweier Schwadronen Gardelançiers nach Houguemont, — der Kanonendonner, welcher von dort sich genährt, verliert sich bald darauf in der Ferne.)

Ein Officier der Gardegrenadiere zu Pferde. Der Milhaud macht heute beneidenswerthe Chocs — wir bekommen zu thun, müssen wir mit seinen Kürassieren wetteifern.

Ein anderer Officier der Gardegrenadiere zu Pferde. Er ist im spanischen Kriege nicht umsonst braun geworden.

Der erste Officier. Er erinnert an Murat.

Der andre Officier. So ziemlich — aber mehr an seinen Muth als an seine Gewandheit. Eine brillante Attaque, wie die des Murat bei Wagram, erleben wir wohl nicht wieder.

Der erste Officier. Murat that auch besser, ließ er, statt um Neapels Lumpenthron sich zu raufen, seinen Federbusch hier wehn.

Der andre Officier. Kronen müssen einen eignen verlockenden Glanz haben, sonst begreif'

ich nie, wie ein Franzose nicht lieber Gemeiner im ersten besten Linienregiment seines Vaterlandes seyn will, als König von Neapel, oder Kaiser von Rußland. (Napoleon und Gefolge kommen zurück.)

Bertrand. Sire, es ist doch wahr: vorgestern ist der Herzog von Braunschweig gefallen — Gefangene Officiere seines Corps versicherten es mir eben in Houguemont.

Napoleon. Ein Husarengeneral weniger. — — Lacoste, der Geschützdonner rechts? Von Wavre?

Pachter Lacoste. Sire, ja.

Napoleon. Grouchy treibt also die Preußen in die Dyle.

Bertrand. Die Kanonade ist lebhaft, Sire — die Preußen leisten starken Widerstand.

Napoleon. Schwerlich, oder Grouchy wär' ein äußerst erbärmlicher Verfolger gewesen, — sie waren zu sehr geschlagen, — selbst Bülows Corps muß von der flüchtigen Masse mit in den allgemeinen Strudel gerissen seyn. — Graf Lobau schiebe jedoch zur Vorsicht seine Teten bis in das Gehölz zwischen hier und Wavre. (Großes Krachen von Mont Saint Jean her, — ungeheure Flammenmassen fliegen dort in die Luft.)

Cambronne. Brav, Drouot, das war ein Meisterschuß — zwanzig englische Pulverwagen gingen gewiß darauf.

Napoleon. Bertrand — Cambronne —

Cambronne. Sire, ist es Zeit?

Napoleon. Ja!

Camb. u. Bertrand. Garden, sturmfertig!

Napoleon. Es geht grade aus, über la Haye Sainte, wo Milhaud und Ney sich an euch schließen. — Was pfeift da?

Lacoste. Wehe, Meuchelmörder in unsern Reihen — ganz nahe Büchsenkugeln.

Ein Officier der Suite. Sire — Flügelhörner — Preußische Jäger keine zweihundert Schritt von uns.

Napoleon. Einige Dragoner hin, die an der Dyle versprengten jungen Tollköpfe zu ergreifen.

Ein Adjutant (heransprengend). Vom Graf Lobau: das ganze Gehölz von Frichemont ist voll Preußen.

Zweiter Adjutant (später). Von Lobau: schon leichtes preußisches Geschütz im Walde von Frichemont. — Der General eilt ihrem Angriff entgegen zu kommen.

Dritter Adjutant. Vom Graf Erlon: am linken Flügel der Engländer, auf der Höhe des Waldes von Frichemont erscheinen Blücher und Bülow mit zahllosen Heerhaufen, und Raketen über Raketen verkünden Wellington ihre Ankunft.

Napoleon. Blücher? Bülow? — Ihre Corps müssen Trümmer seyn.

Adjutant. Sire, nein Zug auf Zug, endlos, rücken sie aus dem Walde — immer breiter wird ihre Fronte — ein Geschützfeuer entwickeln sie auf den Anhöhen über dem anderen — ein durch die Wolken brechender Strahl der Abendsonne zeigte sie der halben Armee in voller Kampfordnung.

Napoleon (für sich). Der Strahl war nicht von der Sonne von Austerlitz.

Bertrand. Brechen Himmel und Erde ein? — Der Kaiser zuckte mit der Lippe! — — Sire, Sire, die Schlacht geht doch nicht verloren?

Napoleon. Grouchy hat viel daran verdorben. — (für sich) Daß das Schicksal des großen Frankreichs von der Dummheit, Nachlässigkeit oder Schlechtigkeit eines einzigen Elenden abhängen kann! —

Ein heransprengender Adjutant. Graf Lobau bittet Verstärkung — Ziethen kommt ihm und der Armee in den Rücken.

Napoleon. Mouton soll sich in Planchenoit so verzweifelt wehren, wie einstens auf der Insel, von welcher er den Namen Lobau trägt.

Andere Adjutanten. Von Erlon: Bülow hat Papelotte erstürmt.

Napoleon. Meine schlechtesten Truppen gewesen, die Papelotte so schnell sich nehmen ließen. — Erlon läßt nur seine Arrieregarde den Preußen gegenüber, und marschirt links ab zu Ney. (Adjutanten ab.)

Andere Adjutanten. Vom Marschall Ney und General Milhaud: die ganze englische Linie setzt sich gegen uns in Bewegung.

Napoleon. Zurück zum Marschall und zu Milhaud: gleich käm' ich selbst — sie sollten sich halten bei la Haye Sainte, bei Gefahr ihrer Köpfe! (Zu den Adjutanten und Ordonnanzen seiner Suite) Meine Herren, im Fluge zu allen Corps, welche nicht bei la Haye Sainte fechten, — sie sollen alle dahin, ob auch die Feinde, mit denen sie grade fechten, sie verfolgen oder nicht. (Viele Adjutanten und Ordonnanzen ab nach allen Seiten.)

Ein ankommender Adjutant. Drouot bittet um Munition.

Napoleon. Alle Artilleriemunition zu ihm.

Ein anderer Adjutant. General Drouots Kanonen drohen vor Hitze zu springen, und er wünscht —

Nap. Er schießt bis die Kanonen springen.

Viele Adjutanten. Ziethen pflanzt in unsrem Rücken Geschütze auf.

Nap. Das merk' ich — dort stürzt Friant mit zerschmetterter Stirn.

Andere Adjutanten. Von Milhaud und Ney: Blücher treibt starke Kolonnen auf Belle Alliance, und versucht beide Generale von hier abzuschneiden.

Nap. Die Engländer?

Ein Adjutant. Rücken mehr und mehr vor. — Ney kämpft in wilder Verzweiflung.

Nap. Seine schwache, schädliche Manier. — Milhauds Kuirassiere?

Ein Adjutant. Die Mehrzahl schon gefallen.

Nap. (wendet sich zu den Garden mit gewaltiger Stimme:) Garden, kann es eine irdische Kraft, so könnt ihr die Schlacht retten und Frankreich! Noch nie ließt ihr mich in euch irren, — auch heute zähl' ich auf euch —

Cambronne. Kaiser, zähle, und du findest lauter Treffer!

Nap. Den Kaiser werf' ich weg von mir — (vom Pferde springend) ich bin wieder der General von Lodi, und mit dem Degen in der Hand führ' ich selbst euch auf Mont Saint Jean!

Die Garde. Ueber die Sterne der Kaiser!

Bertrand. Kaiser, Kaiser — Entsetzlich — Da steht er, der Hut vom Kopf gefallen, den Degen in der Faust, wie der Gewöhnlichste seiner Souslieutenant — Sire, die Pflicht gebietet Dir, dein Leben nicht so auszusetzen, wie Du im Begriff bist!

Nap. Wie ich in Begriff bin? Schmettern hier nicht die Kugeln schon so dicht, wie irgendwo auf dem Schlachtfelde?

Bertr. Gewiß, Sire, doch daß Du grade so wie jetzt —

Nap. Wie „grade so?" Was heißt das? — Zeige den Platz ehrenvoller als dieser meinige, an der Spitze meiner Garden, unter den Todesdonnern der Schlacht?

Camb. Hört ihr, was der Kaiser sagt? — Die Musik dazu.

Gardemusik spielt:

„Où peut on être mieux,
Qu'au sein de sa famille!"

Bertr. Verdammt das Pferd, welches mich

trägt, wenn der Kaiser zu Fuß ist. Ich werde Gemeiner, und kämpf' als solcher.

Alle Officiere der Suite. Wir auch! (Sie springen von den Pferden und ziehen die Degen.)

Nap. Wo die Granitcolonne von Marengo?

Camb. Sie tritt schon vor, und wünscht Dich zunächst zu begleiten.

Nap. Das soll sie auch. Ihre Soldaten waren die Genossen meines schönsten Tages, — so sollen sie auch Genossen und Helfer an meinem bösesten seyn! — — Garden aller Waffenarten mir nach!

Cambr. Donner, welch ein Kugelregen — Die Melodie!

Gardemusik spielt:

„Freuet euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!"

Einer der Gardehautboisten (stürzt). O wie süß ist der Tod! (Alle gegen Mont Saint Jean.)

Sechste Scene.

(Heerstraße vor dem Hause Belle Alliance.)

Nap. (mit den Garden im Vorüberziehen:) Graf Lobau ist bereits von den Preußen aus Planchenoit geworfen — Er soll sich auf uns zurückziehen und einige Compagnien seiner Arriergarde in dieses Haus werfen, um den verfolgenden Feind aufzuhalten und zu necken. (Adjutanten ab. Napoleon und die Garden marschiren weiter. — Das Corps des Grafen Lobau, im Gefecht mit den Pommern unter Bülow, rückt allmählig über die Scene, dem Kaiser nach. Graf Lobau erscheint selbst.)

Lobau. Verwünschte Uebermacht — kann

wenn weder Geist noch Verzweiflung gegen sie retten?

Bülow (mit den Pommern). Jungen, das Pulver nicht geschont — Das ist heut ein herrlicher Tag!

Lobau. Immer wieder vor, alle Regimenter!

Bülow. Immer ihnen entgegen, alle Pommern! — —

Lobau. Feuer!

Bülow. Gleichfalls!

Lobau. Unmöglich sich gegen diese Unzahl zu halten — — Drei Compagnien in jenes Haus — — Alle Uebrigen mit nach Mont Saint Jean!

Bülow. Vier Bataillone stürmen dieses Haus, — alle Uebrigen hinterdrein nach Mont Saint Jean! (Das Bülow'sche Corps folgt dem des Grafen Lobau, — nur vier Bataillone bleiben zurück, und erstürmen ungeachtet der heftigen Gegenwehr der Franzosen, welche aus Thüren und Fenstern schießen, während des Folgenden Belle Alliance.)

Ziethen (mit zahllosen Reiterschaaren). Bülow, gegrüßt! Es geht gut — wir sind Ihm von hier bis Mont Saint Jean im Rücken und in der Seite, und die Engländer klopfen ihm auch schon vor die Brust!

Bülow. Ja, Victoria, Ziethen! Höre, wie er auf dem Berge mit allen seinen Kanonen noch einmal aufschreit von wegen des Rücken-, Seiten- und Brustweh's!

Ziethen. Ha, welch Geschrei: „Die Garde flieht! Rette sich, wer sich retten kann!"

Bülow. Der ganze Mont Saint Jean wankt unter flüchtig werdenden Franzosen.

Ziethen. Wie sich das Volk durcheinander wälzt — Kavallerie, Infanterie, Artillerie — ein verwirrter, unauflösbarer Knäuel!

Bülow. Na, englische und preußische Ge-

schütze lösen tüchtig am Knäuel, — ich will auch von dort ein paar passable Batterien hineinspielen lassen —

Ziethen. Thu' es, und ob auch einige von deinen Kugeln in meine Reihen schlagen werden, — ich stürze mich doch mit der Kavallerie unter den Feind, ihn so eher zu vertilgen.

Bülow. Pommern, die Gewehre verkehrt genommen — zur Abwechslung! — Warum grade immer das Bayonnet! — Die Franzosen zu Brei!

Eine Masse französischer Reiter (im Vorbeisausen). Alles verloren — der Kaiser todt! die Garden todt! — Zurück nach Genappes, nach Genappes!

Eine Masse französischer Infanterie (noch etwas geordnet). Zurück nach Genappes! nach Genappes!

Eine Masse französischer reitender Artillerie. Fußvolk Platz da, Platz!

Ein französischer Infanterieofficier. Es geht nicht — Bayonette vor gegen die Unsinnigen!

Artilleristen. Was Bayonette! Pferde und Kanonen darüber weg! (Sie fahren über einen Theil der Infanterie.)

Bülow. Pommern! können wir die Kanonen nicht nehmen? Sind denn unter euch nicht einige ehemalige Ackerknechte, die besser als jene feindlichen Infanteristen ein paar Pferde aufzuhalten und ein paar Räder zu zerbrechen wissen? (Viele Soldaten seines Corps sprengen vor, und nehmen die Kanonen.) Recht so! — Dreißig treffliche Zwölfpfündner! — Laßt sie ihren alten Herrn mit ihren Kugeln Valet sagen! — Und, Burschen, lauft, springt, reitet und stürzt da nicht das bonapartische Heer, soweit man in der Dämmerung sehen kann — dahin, wo es am dicksten ist. (Ab mit seinem Corps.)

Siebente Scene.

(Blachfeld auf der andern Seite des Hauses Belle Alliance. Napoleon mit Bertrand und Officieren, zu Fuß, — zwei Schwadronen der Gardegrenadiere in geschlossener Ordnung zur Bedeckung um sie, und Cambronne mit dem Ueberbleibsel der Granitcolonne von Marengo hinter ihnen.)

Napoleon. Wir müssen hier mitten durch das Feld zurück, — die Chaussée ist zerfahren und überdem von den Preußen erstürmt — — Der Abend wird kalt — Meinen Mantel und mein Pferd. (Bertrand hängt ihm den Mantel um, — ein Pferd wird vorgeführt.) Solch eine Flucht kennt die Geschichte nicht — Verrätherei, Zufall und Mißgeschick machen das tapferste Heer furchtsamer als ein Kind — Es ist aus — Wir haben seit Elba etwa hundert Tage groß geträumt — — Bertrand, was ist? Du schweigst?

Bertrand. Sire — sprechen — jetzt — — — o Gott! — Sieh diese Gardegrenadiere — Congreven lodern in ihren Reihen, und sie schweigen doch! — — Nur Eines, Du, in dessen Ruhmesglanze ich einzig lebte, sey billig, laß mich auf ewig dein künftiges Unglück theilen. (Er fällt dem Kaiser zu Füßen.)

Nap. Steh' auf — Du brichst mit mir das Brod des Elendes. — Aber deine Frau?

Bert. Sire, sie wird Dir in Thränen danken, wie ich.

Nap. (zurückblickend) Da stürzen die feindlichen Truppen siegjubelnd heran, wähnen die Tyrannei vertrieben, den ewigen Frieden erobert, die goldne Zeit rückgeführt zu haben — Die Armen! Statt eines großen Tyrannen, wie sie mich zu nennen belieben, werden sie bald lauter kleine besitzen, — statt ihnen ewigen Frieden zu geben,

wird man sie in einen ewigen Geistesschlaf einzulullen versuchen, — statt der goldnen Zeit wird eine sehr irdene, zerbröckliche kommen von Halbheit, albernen Lugs und Tandes, — von gewaltigen Schlachtthaten und Heroen wird man freilich nichts hören, desto mehr aber von diplomatischen Assembléen, Convenienzbesuchen hoher Häupter, von Comödianten, Geigenspielern und Opernhuren — — bis der Weltgeist ersteht, an die Schleusen rührt, hinter denen die Wogen der Revolution und meines Kaiserthumes lauern, und sie von ihnen aufbrechen läßt, daß die Lücke gefüllt werde, welche nach meinem Austritt zurückbleibt.

Cambronne. Mein Kaiser, gegenüber nahen die Engländer, seitwärts die Preußen — Es ist Zeit, daß Du fliehest, oder daß —

Nap. Oder?

Cambr. Imperator falle!

Nap. General mein Glück fällt — Ich falle nicht.

Camb. Verzeihung, Kaiser! Du hast Recht!

Nap. Den Mantel mir fester zugemacht. — Es regnet immer stärker. — — Bertrand, besteige ein Pferd, — thun Sie ebenso meine Herren Officiere — Reitende Gardegrenadiere, bahnt uns den Weg! — Granitcolonne, lebe wohl! (Er, Bertrand, die ihn begleitenden Officiere sind zu Pferd gestiegen und reiten mit den Gardegrenadieren fort.)

Cambr. Er ist fort — Was will der andere Dreck, den man Erde, Stern oder Sonne nennt noch bedeuten? — Er hat uns „lebe wohl" gesagt, und leicht das Auge gewischt — das heißt: sterbt meiner würdig! es geht nicht anders. — Also Kameraden, die Schnurrbärte hübsch zurecht gedreht — bald sind wir im Himmel oder in der Hölle, und ein braver Franzose erscheint im Himmel wie in der Hölle geputzt! (Englische und preu-

sische Reiterei von allen Seiten) Seht ihr, wie unsere Spediteure uns umdrängen! — Also Tambour, tüchtig auf dein Kalbfell geschlagen — Bedenke, von all den hunderttausend Trommeln, die in den glorreichen Feldzügen des Kaisers erklangen, ist die deinige die letzte! — Und schlage lustig, — auch dazu hast du Grund, — du quälst dich mit Trommelschlag fortan nicht wieder. (Der Tambour trommelt ununterbrochen laut nnd kräftig darauf los.) Schießt!

Ein englischer Dragonerofficier. Unsinnige, laßt das Schießen —

Cambr. Schießt!

Der Dragonerofficier. — ihr entkommt doch nicht —

Cambr. Schießt!

Der Dragonerofficier. Wahnsinniges Volk — Ergebt euch!

Cambr. Laffe, die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht! — Schießt so lang ihr athmet!

Englische u. preußische Reiterei (einhauend). Nieder die grauen Trabanten des Tyrannen!

Cambr. Nieder —? Granitcolonne, hoch und stolz wie die Sonne, und gefallen herrlich wie sie!

Die Granitcolonne. Schon gut — sieh' nur — (Die Granitcolonne sammt Cambronne wird nach verzweifeltem Kampfe zusammengehauen. Die alliirte Reiterei rückt weiter, andere englische und preußische Truppen gleichfalls.)

Blücher (mit Gneisenau und Gefolge heransprengend). Wo mein großer Waffenbruder von Saint Jean?

Gneisenau. Da kommt er!

Herzog v. Wellington (heransprengend). Guten Abend, Feldmarschall!

Blücher. Herzog, der Abend ist des Tages werth!

Well. Die Hand her, Helfer in der Noth!

Blücher. Zum „schönen Bunde,“ wie der Ort hier heißt. — — Engländer, Preußen, Generale, Unterofficiere, Gemeine — ich kann nicht weiter rücken bis ich mir die Brust gelüftet, meine Feldmütze abgezogen und euch gesagt habe: ihr alle, alle seyd meine hochachtbaren Waffengefährten, gleich brav in Glück und Noth — Wird die Zukunft eurer würdig — Heil dann! — Wird sie es nicht, dann tröstet euch damit, daß eure Aufopferung eine bessere verdiente! — — Wellington, laß deine Leute etwas rasten, — sie hatten heute die drückendste Arbeit — dafür übernehmen wir so eifriger die Verfolgung, und verlaß Dich darauf, sie soll unseren Sieg vollenden, wie noch keinen andern! — Vorwärts, Preußen!

Verantwortlicher Unternehmer und Herausgeber
C. Schmalz.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Zur Erinnerung

an den 24. Junius 1840.

Rundschreiben

an die Herren Lehrer und Vorstände von Schul- und Volksbibliotheken, so wie an Jeden, dem Förderung des Menschenwohles, allgemeine Volksbildung und die Verbreitung nützlicher Kenntnisse am Herzen liegen.

Der Unterzeichnete hat bereits in seiner vor einigen Monaten ausgegebenen

„Aufforderung zur Gründung und Vermehrung von öffentlichen Büchersammlungen für Volksschulen, den Bürger- und Gewerbsstand und den Landmann in allen Orten des deutschen Vaterlandes, als würdigstes Denkmal der vierhundertjährigen Gedenkfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst allen deutschen Männern gewidmet"

die nachstehend verzeichneten Volksschriften dazu bestimmt, aus ihrem Verkaufe — indem sie in Partieen zu den Herstellungspreisen überlassen werden — die Bildung eines Fonds zur Anlegung einer Schul- und Volkbibliothek auch an dem kleinsten Orte zu ermöglichen.

Man darf nur wollen, die gegebenen Winke benutzen und eine der nützlichsten Anstalten ist ins Leben gerufen, eine Anstalt, deren Nutzen für folgende Zeiten nicht zu berechnen.

Aber leider besitzt nicht jeder Ort einen Mann, der sich an die Spitze eines solchen Unternehmens zu stellen Lust und Muth hat. Nicht überall beseelt die zunächst dazu Berufenen der Geist der Männer wie Franklin, Oberlin oder den wackern Rentamtmann Preusker, und so ist denn auch die obige Aufforderung bis heute noch an manchem Orte ohne Wirkung geblieben. Doch das Gute wird sich mit der Zeit schon Bahn brechen. Vielleicht ruft auch die Zeit noch ein geeigneteres, besseres Mittel hervor, den Wunsch aller Freunde des Volkes und der Jugend bälder ins Leben zu führen.

Um am Jubelfeste selbst noch ein neues Scherflein beizutragen, wurden heute, am 24. Junius 1840, von jeder der unten verzeichneten Schriften 500 Exemplare bestimmt und mit einem besondern Etiquette des Inhalts:

Zur Erinnerung an die vierte Säcularfeier der Buchdruckerkunst im Jahre 1840

versehen, und sollen diese zu den nebenbemerkten Preisen verkauft werden.

Indem ich nun die Herren Lehrer, welche diese Schriften als Prämien-Bücher benutzen wollen und die Vorstände von Schul- und Volksbibliotheken hierauf aufmerksam mache, erlaube ich mir nur die Bemerkung, daß die Jubelfest-Exemplare zu diesen ermäßigten Festpreisen von allen Buchhandlungen besorgt werden und daß nur in sehr bedeutender Entfernung von Leipzig von den Buchhandlungen eine Kleinigkeit für Porto berechnet werden wird.

Der Bestellzettel muß die Bemerkung „Jubel-

Festexemplar" enthalten, ohne dieselbe würden Exemplare zu dem vollen Ladenpreise geliefert und nicht zurück gegeben werden können.

Angenehm würde es dem Unterzeichneten sein, wenn er auch hierdurch und an dem heutigen festlichen Tage, ein Geringes beitrüge, jenem schönen Ziele wieder um etwas näher kommen. Geschrieben in Leipzig am Tage der 4. Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst.

C. Schmaltz.

P. S.

Das vorstehende Circular wurde wenige Tage nach dem Feste versendet und führte gleich von den nächsten Orten her so viele und ansehnliche Bestellungen herbei, daß der Vorrath an Fest-Exemplaren bereits bedeutend abgenommen hat und namentlich die beiden Lesebücher bis auf 15 und 61 Exemplare ausgeliefert worden sind. Da nun die Bestellungen aus entfernteren Gegenden noch nicht hier eintreffen konnten, und gerade dort und insbesondere in mehrern östlichen Theilen des Vaterlandes die Verbreitung dieser Bücher wünschenswerth erschien, das Verlangen nach diesem Rundschreiben aber bereits seit 14 Tagen aus Mangel an Exemplaren desselben nicht befriedigt werden konnte, so ist davon eine neue Auflage veranstaltet und wurden zugleich die Vorräthe von Fest-Exemplaren der mehrsten umstehend aufgeführten Schriften wieder ergänzt. Es macht dem Obengenannten viel Freude, wieder einige tausend Exemplare dieser Bücher verbreitet zu wissen und dabei annehmen zu dürfen, daß manche der eingegangenen Bestellungen vielleicht den Anfang zu einer kleinen Schulbibliothek bildet. Gebe Gott dazu seinen Segen! — Unterstützt von würdigen Männern hofft der Obengenannte in Zukunft mehr noch für die Gründung von Volks- und

Schul=Bibliotheken wirken zu können und ersucht Gleichgesinnte mit ihm zur Erreichung dieses Zweckes in Verbindung zu treten, da gemeinsames Wirken jedes Unternehmen erleichtert. Geschrieben am 20 Juli. Der Obige.

Verzeichniß der Bücher.

Lesebuch für Landschulen und landwirthschaftliche Lehranstalten geh. (Ladenpreis 6 Gr.) Ein Fest=Exemplar 2 Groschen.

Büchersammlung für den Bauersmann und die Jugend auf dem Lande. 1e Serie: des Herrn Pfarrer Gotthilf Salzmann anmuthige, belehrende und aufmunternde Erzählungen für den Landmann. Jetzt zum ersten Male auch zum Nutzen und Vergnügen anderer Gemeinen herausgegeben. Lief. 1. (Ladenpreis 6 Gr.) Ein Fest=Exemplar 2 Gr.

Lesebuch für Gewerbschulen und die obern Classen der Bürger=, Handwerks=, Sonntags= und Realschulen. Eine Fortsetzung der Kinderfreunde von Zerrenner und Wilmsen, zu Seilers allgemeinem Lesebuche und Hempels Volksschulfreund. geh. (Ladenpreis 8 Gr.) — Ein Fest=Exemplar 2 Groschen [oder 9 Xr. Rhein.]

Wandtafeln zur Kenntniß des menschlichen Körpers zum Gebrauch für Schulen. Nebst einem Handbüchlein für den Lehrer. I. (Ladenpr. 8 Gr.) — Ein Fest=Exemplar nur 2 2/3 Gr.

(Mäßigkeits=Schrift für Schulen und Erwachsene.) „Nehmt ein Exempel daran!" mit einem Bilde von Cruikshank. geh. (Ladenpr. einzeln 3 Gr.) — Ein Fest=Exemplar nur 4 Pfennige.

Vorbilder für alle Stände. Erste Abtheilung: Lebensbeschreibungen ausgezeichneter und

berühmter Gewerbtreibender und Fabrikunternehmer. Für Jedermann anziehend und lehrreich erzählt. Lief. I. Schmid, Nathusius bei Magdeburg, Jacquard, John Cockerill und Fulton. Geh. (Ladenpr. 8 Gr.) — Ein Fest-Exemplar nur 2 Groschen.

Dasselbe Werk, Lief. II.: Benjamin Franklin. Arkwright, Wegdwood, Vischer und der Lebensgeschichte Joseph von Fraunhofers vom Geheimerath J. v. Utzschneider in München zweite Auflage. (8 Gr.) Ein Fest-Exemplar nur 2 Groschen.

Ideale für alle Stände. Zweite Abtheilung: Ausführliche Lebensbeschreibungen und Bilder aus dem Leben berühmter Kaufleute und Geschäftsmänner. Für Jedermann verständlich, unterhaltend und belehrend.

1. Band: Die Familie Rothschild, die Fugger und der Hamburger Kaufmann. Geh. (Ladenpr. 10 Gr.) Ein Fest-Exempl. 2 2/3 Gr.
2. Band: Frege in Leipzig und der edle patriotische Gotzkowsky in Berlin. (Ladenpreis 10 Gr.) Ein Fest-Exemplar 2 2/3 Gr.
3. Band: Lebensbeschreibung des Herrn von Schätzler in Augsburg, Pury und Pourtalès in Neuschatel und Gruit van Steen in Hamburg. Geh. (Ladenpreis 10 Gr.) — Ein Fest-Exemplar nur 2 2/3 Groschen.

Galerie der Wohlthäter der Menschheit:

1. Band: Der Pfarrer Oberlin. Das Steinthal oder das in der Wirklichkeit übertroffene Goldmacherdorf von Heinr. Zschokke. Geh. (Ladenpr. 4 Gr.) — Ein Fest-Exemplar nur 1 Groschen.
2. Band: Das Leben Benjamin Franklins. Für die Jugend wie für das Alter. Von C.

Schmaltz. Geh. (Ladenpr. 4 Gr.) — Ein Fest-Exemplar nur 1 Groschen.

Muster-Wirthschaften. Eine anziehende und belehrende Schilderung der ausgezeichnetsten Oekonomen. Für Jeden, der sich mit Landbau beschäftigt. Heft 2. Emanuel v. Fellenberg zu Hofwyl. Geh. (Ladenpr. 2 Gr.) — Ein Fest-Exemplar nur 6 Pfennige.

Esaias Tegnérs herrliche Frithjofssage. Großes schönes Taschenformat. „Tegner ergriff „die uralte Skaldenharfe und sang auf ihr sein „herrliches Lied die Frithjofssage, von der jedes „anständige Haus durch ganz Schweden ein „Exemplar besitzt. Und seit 1825, wo es „zuerst erschien, drang es durch ganz Deutsch-„land (in 6 Uebersetzungen) und ganz Europa. — „Etwas Gewöhnliches greift nicht so in alle ci-„vilisirten Völker ein und der, welcher Tegner's „Frithjofssage" noch nicht kennt und genossen „hat, mag hieraus ersehen, daß er eins „der schönsten Gedichte noch gar nicht „kennt." Und es ist Zeit, „daß wir unserer „Jugend neben den Helden der trojanischen Ebe-„ne, den Heroen der Schönheit und Kraft, auch „des Nordens gewaltige Söhne, in ihrer rauhen, „edeln, blutigen, keuschen Riesenkraft kennen „lehren. Sie stehen uns näher, als Achill und „Odysseus 2c. 2c." (Literatur-Bl. z. Gesellschafter, 1840. Nr. 6.) — Die ältern Ausgaben kosteten 1 Thaler auch 1 1/4 Thaler, das verhinderte die allgemeine Verbreitung des überaus herrlichen Gedichtes.

Classische Jugendbibliothek oder Auswahl des Schönsten und Gediegensten aus den Werken der neuesten deutschen Classiker; für Schul- und Volksbibliotheken. (25 Bogen) Preis 8 Groschen.

Nachschrift vom 24. Junius 1841.

Die sämmtlichen Fest=Exemplare mit den Ergänzungs=Exemplaren sind lange schon insgesammt ausgeliefert und mehrere dieser Schriften haben bereits wieder neu aufgelegt werden müssen. Dergleichen Fest=Exemplare ferner noch zu liefern, sind wir außer Stande, weil der Ertrag dieser Schriften auf ihre Vermehrung und auf ihren Neudruck verwendet werden muß. Indeß sollen doch auch fernerhin diese Bücher mit dazu dienen wohlthätige und gemeinnützige Zwecke fördern zu helfen. Wir führen aus einer schon früher erlassenen Bekanntmachung hier vornämlich zwei Fälle an, wo diese Bücher zu so ermäßigten Preisen überlassen werden, daß aus ihrem Verkaufe ein ansehnlicher Gewinn zu der bezweckten Unterstützung verbleibt, sind aber auch erbötig, stets die ermäßigten Preise eintreten zu lassen, wo der Preis (was wir gern verhüten möchten) ein Hinderniß zur Anschaffung sein sollte, weshalb man sich offen durch jede Buchhandlung an den Obengenannten zu wenden hat.

1. Bei Begründung neuer Volks= und Schulbibliotheken oder Vermehrung schon begründeter.

2. Zur Begründung von Kleinkinder=Bewahr= und ähnlicher Anstalten und verweisen auf Seite 18 bis 20 des ausführlichen Berichtes über diese Unternehmungen, indem wir noch einige in der oben erwähnten Aufforderung enthaltene Stellen hier folgen lassen:

Wir hören stets von Männern reden, welche von Gemeingeist beseelt sind, von Freunden des Armen und des Arbeiters, von liberalen Männern, welche sehnlichst die Verbreitung des Lichts und die Beförderung der zur Entwickelung der Gei=

steskräfte beitragenden Wissenschaften wünschen; es hat aber, behaupte ich, Niemand das Recht, sich diese Benennung beizumessen oder sich seines Eifers und seiner Kenntnisse zu rühmen, der in seinen Umgebungen nichts gethan hat, um Lehrstühle für das Volk zu gründen, oder wenn der Wirkungskreis wirklich zu beschränkt ist, nicht wenigstens die Errichtung eines Lesevereins zu befördern gesucht hat, der oft dem mündlichen Unterrichte Bahn brechen kann. Nachdem die bisherigen Versuche so gut gelungen sind, scheint es mir unrecht, daß es noch ziemlich wichtige Städte giebt, welche keine solcher für den Unterricht des Volks bestimmten Anstalten besitzen, um so mehr, da die Erfahrung mich berechtigt, zu behaupten, daß es zur glücklichen Förderung eines solchen Planes nicht mehr als eines Mannes bedarf.

H. Brougham.

Wer für die Jugend gute Schulen wünscht, wird für die Erwachsenen auch Verbreitung guter Bücher wünschen müssen, beides sind wohlfeilere Bildungsmittel, als die mittelst mancher Opfer erst zu erlangende eigne Erfahrung und Beobachtung.

Will man nicht blos die höheren, reichern Classen begünstigen, sondern auch die niedern durch sorgsame Leitung von Stufe zu Stufe zu höherer Bildung führen, so muß man ihnen auch, auf leicht zu erlangende Art, geeignete Bücher in die Hände geben, um aus diesen richtige Begriffe und nützliche Kenntnisse, wie erheiternde und ermuthigende Erhebung schöpfen zu können.

K. Preusker.

Manches Verdienstliche ist bereits geschehen von edlen Männern, von wohlthätigen Vereinen und zumeist von mehreren Regierungen. Doch schreitet auf diesem Wege die gute Sache wie seither, nur sehr langsam fort.

„Und ist es billig den Regierungen Alles auf=
„zuladen, alle Hülfe von ihnen zu erwarten, alles
„Mißlingen und die Verzögerungen als ihre Schuld
„anzusehen? Sobald es sich von einem Schritte
„zur Sittlichkeit handelt, ist der Wille vieler mäch=
„tiger als das Gesetz. Wenn die Demagogen
„Summen aufwenden konnten, um aufrührerische
„Pamphlets zu verbreiten, warum können die
„Freunde des Friedens und des allgemeinen Wohls
„nicht ihrer Seits dem gemeinen Manne eine ge=
„deihliche, gesunde, christliche Lektüre in die Hand
„geben? Wenn die Mucker ihre fromm accentuir=
„ten Gotteslästerungen verschenken, warum kön=
„nen die aufgeklärten Christen nicht Schriften aus=
„theilen, die den Geist und den Sinn Christi ohne
„Vermummung oder Vermuckung darstellen? Der
„Satan ist immer thätig und wachsam, aber die
„Freunde des Lichtes schlafen am hellen Mittag.
„Der Bauer, der Handwerker, das eigentliche
„Volk lies't gern, Was man ihm bietet, und
„nimmt auch das Gelesene in Geist und Gemüth
„auf, aber er hat nicht Geld und nicht Neigung
„Bücher zu kaufen. So lies't er denn Geschenk=
„tes, mag es so schlecht und nichtswürdig sein,
„als es wolle. Die Bibelgesellschaften haben nun
„wohl das beste Buch von der Welt zu verbreiten
„gesucht, aber doch auch nur das eine, und haben
„nicht berücksichtigt, daß der Zeitgeist seine vielsei=
„tigen Forderungen bis in die Hütten hinein ge=
„tragen hat, und daß es unmöglich und unver=
„nünftig ist, eine naturgemäße Entwickelung ganzer
„Welttheile zu hemmen. Es gab eine Zeit, wo
„das Lesen der Bibel vollkommen alle Ansprüche
„des Denkens und Wissens befriedigte, ja wo selbst
„die Bibel noch zu viel enthielt, wo Thomas a
„Kempis, oder Luthers Haustafel den Ideenkreis
„der meisten Menschen schlossen. Aber diese Zeit ist

„nicht mehr, läßt sich durch keine Beschwörungs-
„formel zurückrufen. — —
„Ablenken vom Bösen und vom Müßiggang
„ist die erste Regel der Kindererziehung, warum
„nicht auch der Völkererziehung? So gebe man
„denn dem Volke Gutes zu lesen, damit es nichts
„Böses lies t, damit es nicht in den Schenken sitzt,
„und nicht Schandreden hört, welche der Brannt-
„wein täglich gebiert. Nehmt ihm den Brannt-
„wein, nehmt ihm die Prozeßsucht und gebt ihm
„Bücher! In jedem Dörfchen sollte eine
„Bibliothek gegründet werden, die Schule
„sei der Lesesaal, der Schulmeister Bibliothekar,
„der Pfarrer Oberbibliothekar, jeden Sonntag
„Nachmittag bibliotheque ouverte. Ich getraue
„mir 100 Bücher zu nennen, die alle dahin passen,
„alle gern und mit Nutzen gelesen würden, die
„alle den Sinn zum Ernsten hin und von dem
„Frivolen abwenden. In allen diesen Büchern
„wohnt christlicher Sinn, wenn sie auch nicht di-
„rekt vom Christenthum handeln, in allen weht
„Gottes Geist, wenn auch nicht sein Name bis
„zum Mißbrauch wiederholt wird."

Neunzehntes Jahrhundert, du stolzestes aller Jahrhunderte, fühlst du wohl, was deine Aufgabe ist? Müssen dir alle Wohlthaten vorgerechnet werden, die du empfangen, aller Dank specifizirt werden, den du noch schuldig bist? — — Freund Gutenberg, hier ist unsere Hand. Du hast uns Gutes und Liebes erzeugt, wir werden dein gedenken!

Georg Stückrad.

Alle Diejenigen, welche die großen Segnungen der Erfindung der Buchdruckerkunst begreifen und das wird Jeder, der nur im Stande ist, die vor-Gutenberg'schen Zustände mit den heutigen

zu vergleichen, der daran denkt, daß nur erst nach Erfindung der Buchdruckerkunst alle jene wichtigen und wohlthätigen Reformen in Kirche und Schule, in Kunst und Wissenschaft, wie im Gewerbewesen möglich wurden, so wie es erst nachdem der Compaß erfunden war, möglich wurde, den Ozean frei nach allen Richtungen zu durchschiffen: — Alle die solches begreifen, fordern wir hiermit auf mitzubauen an **dem schönsten Denkmale zur Ehre Gutenberg's und seiner Erfindung.**

Vorzüglich aber ergehet unser Aufruf an die hohen und höchsten Regierungen, besonders die Ministerien für den öffentlichen Unterricht, an alle Staatsbeamte vornehmlich, — die mit einem Federzuge mehr zu bewirken vermögen, als wir Anderen mit Ballen Papieres! — die hohe Geistlichkeit, die Herren Geistlichen, die Herren Schulvorstände und Schulmänner, die Vorstände wohlthätiger und gemeinnütziger Vereine, überhaupt an einen Jeden, der dankbar sich der eignen Bildung freuet und wünscht, daß auch Andern dieselbe zu Theil werde.

O wohl dem Lande, —
Wo keiner sich der Pflicht entzieht,
Gemeinwohl zu befördern!

„Ich weiß es, nur der Gemeinnützige kann einst mit dem süßen Bewußtsein sterben: Ich lebte hieniden nicht vergebens! Nur der Gemeinnützige kann mit dem süßen Bewußtsein leben: Ich thue, wie mein Heiland that.

St. d. And.

Wer die Bücher nicht für sich selbst anschafft, kann sie einer schon vorhandenen Volks- oder Schul- oder Gemeinde-Bibliothek überlassen oder durch dies Geschenk die erste Veranlas-

sung zur Gründung dieser so überaus nützlichen Anstalten geben. — Die Erfahrung hat es immer gelehrt, daß wo nur erst der Anfang gemacht war zu einer solchen Bibliothek, bald der Eifer sich regte, und sich Gönner fanden, die die gute Sache durch Geschenke unterstützten. Wenn nur für alle gute Sachen erst ein Anregender und ein Anfangender vorhanden wären: des Guten würde bald unendlich viel gestiftet werden *). Zeigte es sich nicht schon oft im Leben, daß man nur Anstand nahm, den ersten Schritt zu einem löblichen Unternehmen zu thun, wenn gleich Alle im Verborgenen gleich gute Wünsche hegten und dieses, nachdem nur erst Einer vorausgegangen war, durch die That auf das Schönste bewiesen. O, es gibt der wohlwollenden, gemeinnützigen Menschen noch immer viele in der Welt. Wir bauen auf sie!

Auch können diese Bücher einem Lehrer überwiesen werden **zur Vertheilung als Prämien an besonders fleißige Schüler**. Es wird auch auf diese Weise viel Gutes gestiftet werden

---

*) Es finden sich dann leicht Personen, welche die ihnen nicht weiter benöthigten Bücher zu den nun schon vorhandenen Büchern geben, da ihnen ja auch die spätere Benutzung derselben stets vorzugsweise wieder möglich ist; oder sie bedenken sie wohl in ihrem letzten Willen, wie, um ein Beispiel anzuführen, der wohlverdiente Hofrath Pölitz, der seine zahlreiche, wohl aus 25.000 Bänden bestehende Bibliothek als Geschenk der Leipziger Raths-Bibliothek vermachte. Möchte sein edles, gemeinnütziges Beispiel anderwärts zahlreiche Nachfolger finden! — (Ein Mehreres s. in Preusker's Schrift über Stadt-Bibliotheken.)

können. Durch die Kinder kommen die Bücher ohnehin in die Hände der Eltern.

Zum Schluß noch ein einfaches aber wahres Geschichtlein.

Zu der Gärtnerfrau S., auf der Piekry in Posen wohnhaft, kam eines Abends, als sie vor ihrer Thüre stand, ein etwa neunjähriger Knabe, der weinend also klagte:

Ach liebe Frau S., ich gehe nun schon einige Jahre in die Schule, kann aber nichts lernen, denn meine Mutter, eine blutarme Wittwe, kann mir weder Papier, noch Dinte, noch Feder kaufen, an die Anschaffung irgend eines Buches ist nun gar nicht zu denken.

Die S. sah den ärmlich, doch rein gekleideten barfüßigen Bengel an, und da ihr das offene und trotz der Thränen freundliche Gesicht gefiel, griff sie in die dem Wohlthun stets geöffnete Tasche, reichte dem Knaben ein Zweiguldenstück (10 Sgr.) und sagte: Da geh, Schlingel, es wird doch nichts helfen.

Es mochten etwa acht oder neun Wochen vergangen sein, da kam der Junge wieder in das Haus der Frau S., ihr mehrere voll geschriebene Hefte und ein Lesebuch überreichend; dabei legte er eine kleine Rechnung über die verausgabten 10 Sgr.

Die S. griff abermals in die Tasche, und der Knabe sprang freudig mit seinem Lesebuche von dannen.

Die S., die, sub rosa gesagt, nicht schreiben und lesen kann, übergab ihrem Schwiegersohn, dem Diätarius R., die Bücher nebst der Rechnung, und bat diesen um sein Gutachten, und da R. jedesmal vortheilhaft für den Knaben referirte, ward demselben auch fortwährend eine Unterstützung, die sich mitunter auf vier bis sechs Gulden steigerte, gereicht.

So gingen sechs Jahre hin, da blieb der Knabe plötzlich fort, und ein Polizeibeamter erhielt den Auftrag, die Sache zu recherchiren.

Aber, liebe Frau S., wissen Sie denn nicht, wie der Knabe heißt? — fragte dieser.

Ne, das wiss ich nicht! — versetzte sie in schlesischem Dialekte

Aber vielleicht, wo er wohnt? Ne, das wiss ich och nicht, sonst würd ich ja die Polizei nicht fragen.

Jetzt, nach vier Jahren, tritt ein anständig gekleideter Handwerksgesell in das Zimmer der Frau S.; einen zierlichen Kratzfuß machend, und ihr die Hand küssend, dankt er für die Unterstützung.

Frau S. ist eine beinahe siebzigjährige Frau, ihr Mann auch einige siebzig; ihr Schwiegersohn, welcher bei ihr wohnt, beinahe immer krank, ist jetzt erblindet, und die Leutchen haben nicht viel Geld, aber viel Herz!

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bibliothek der neuesten deutschen Classiker Eine Auswahl des Schönsten und Gediegensten aus ihren sämmtlichen Werken. Für Schule und Haus. Mit Bildnissen, Lebensbeschreibungen und einer Literaturgeschichte der neuesten Zeit
Bd.: 38

Leipzig ca. 1843 - 46

P.o.germ. 118 bl-38
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105520-5